Mai 1947



DER MARIENBOTE

Unser Erzbischof ist tot!

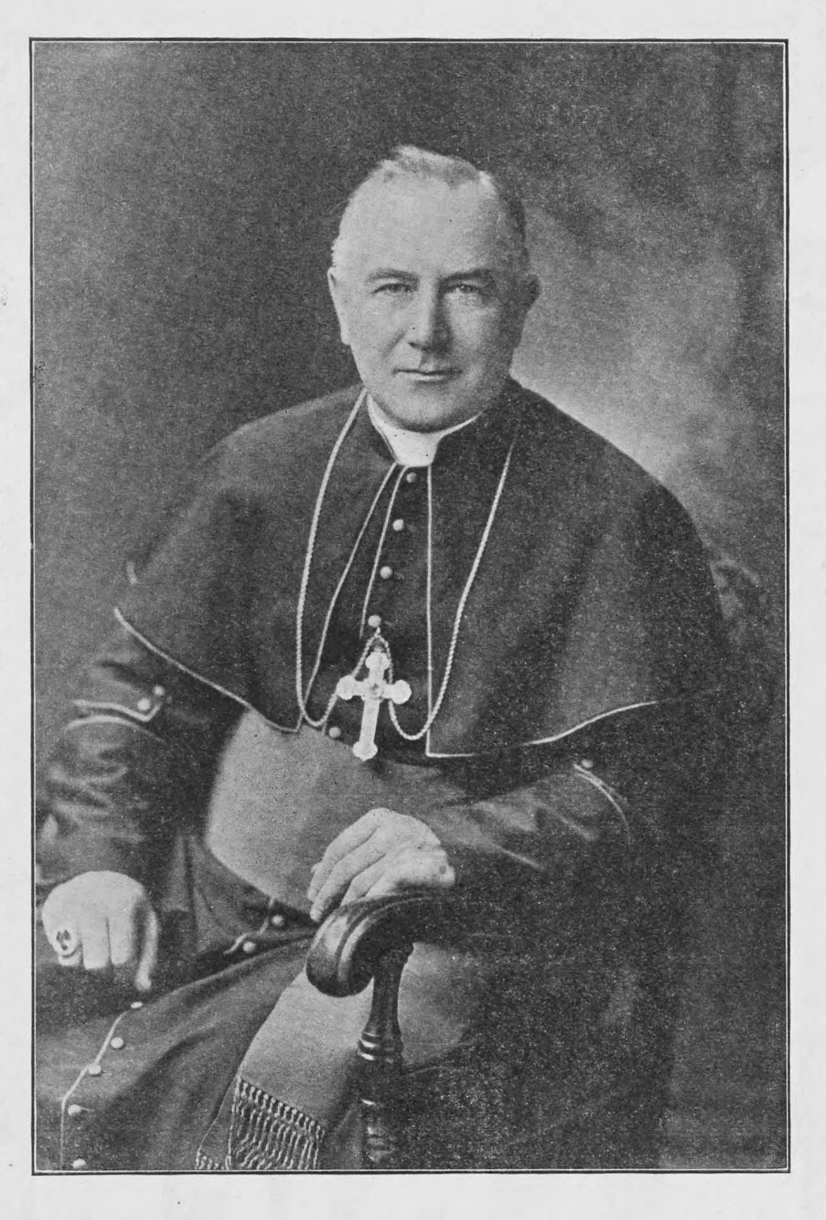
Regina, den 6. Mai 1947

Heute, früh morgens um 1:40, starb Reginas Erzbischof, der Hochwürdigste Herr Peter Joseph Monahan. Seit fünf Jahren litt er an einer Herzkrankheit, die ihn aber, wie er selbst sagte, nicht so leicht unterkriegen werde. Am Ostersonntag noch zelebrierte Erzbischof Monahan ein feierliches Pontifikalamt in seiner Kathedrale. Heute Abend wollte er zu den Krankenpflegerinnen des Hospitals des Grauen Nonnen reden, um ihnen Glück zu ihrem Schulabschluß zu wünschen.

Nun ist er tot. Nachdem er gestern Abend noch ein paar Briefe diktierte, schlief er ein, um nicht mehr zu erwachen.

Geboren am 4. Mai 1882, wurde Erzbischof Monahan am 4. Juli 1909 in Ostkanada zum Priester geweiht. In Ontario verbrachte er lange Priesterjahre. Am 10. Juni 1932 ernannte Rom ihn seiner großen Administrationsfähigkeiten und anderer Verdienste wegen zum Bischof von Calgary, Alta. Von dort kam er im September 1935 als Erzbischof nach Regina.

In Erzbischof Monahan hat der Marienbote einen sehr großen Freund verloren. Im Oktober 1942, als der Marienbote zehn Jahre alt war, schrieb Erzbischof Monahan ihm ein sehr schönes Begleitwort. In letzter Zeit nahm der verstorbene Kirchenfürst großen Anteil an der Sammlung für die Hungrigen in Deutschland, die der Marienbote auf sich nahm. Allen seinen Segen gab er diesem Werke und immer wieder drückte er die Hoffnung aus, daß die Katholiken seiner Erzdiözese gerade dieses Werk reichlich unterstützen.



Möge der Verstorbene ruhen in Frieden. Der Marienbote wird ihn nicht so bald vergessen, und seine Leser werden ihn in ihren Gebeten gedenken — denn mit des Herrn Erzbischofs Segen kam der Bote ja Monat für Monat in ihre Häuser.

Gebe Gott ihm die ewige Ruhe!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 8 Regina, Sask. Mai 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Ich glaube! „Ich glaube an den einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Und an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott. Gezeugt ist Er, nicht erschaffen, eines Wesens mit dem Vater. Durch Ihn ist alles geschaffen.

„Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist Er herabgestiegen vom Himmel, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist aus Maria der Jungfrau, und ist Mensch geworden. Gekreuziget wurde Er für uns. Unter Pontius Pilatus hat Er den Tod erlitten und ist begraben worden. Er ist auferstanden am dritten Tage gemäß der Schrift. Er ist aufgefahren in den Himmel und sitzet zur Rechten des Vaters. Er wird wiederkommen in Herrlichkeit, Gericht zu halten über Lebende und Tote, und Seines Reiches wird kein Ende sein.

„Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht wird und der geredet hat durch die Propheten.

„Ich glaube an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Ich bekenne die eine Taufe zur Nachlassung der Sünden und erwarte die Auferstehung der Toten und das Leben der zukünftigen Welt — Amen."

Ich hoffe! Daß ein katholisches Blatt seinen Glauben an den Dreieinigen und an die Fleischwerdung des ewigen Sohnes bekennt, ist gewiß nicht überraschend. So etwas ist selbstverständlich. Was aber selbstverständlich ist, kann nicht immer als unnotwendig bezeichnet werden. Ja, wir sind der Ansicht, daß gerade heute nichts notwendiger ist als ein klares, volles, wohlverstandenes Glaubensbekenntnis.

> **Was hat sich in**
> **Fatima**
> **zugetragen?**
> **Lies unsere neue Erzählung**
> **„Des Herrn Markus heilige Sorgen".**
> **Seite 24**

Es ist wahr, die warme, einfache Frömmigkeit unseres Volkes lebt und zeugt neues Leben, ohne sich viel um ein tieferes Kennen der Glaubensgeheimnisse zu kümmern. All' die stillen Beter, die da mit dem altehrwürdigen Rosenkranz in der Hand zur Frühmesse und zu den Abendandachten kommen, glauben mit Herzen, und Gott freut sich ihrer.

In ihnen ist aber nur ein Teil des irdischen Reiches Christi vertreten, und zwar meistens nur jene Gruppe, die alle Baumeisterarbeit an Menschheit, Kultur und am Werke der Kirche bereits jüngeren Kräften überlassen hat. In den Händen dieser Jüngeren liegt das Werden und Wirken des christlichen Gedankens, und je nach der Ueberzeugung oder Gedankenlosigkeit, mit der von der verantwortlichen Generation christliche Baumeisterarbeit geleistet wird, wächst oder erstarrt das Christentum auf Erden.

Nie dürfen wir uns damit begnügen, daß die Jüngern nur die Frömmigkeit der Alten erben. So etwas ist der Kirche unnatürlich, denn ihr Geist ist apostolisch. Er fordert Entwicklung, und er fordert Herzen, Hirne und Hände, die in jeden der ewig wechselnden Winde der Geschichte führend und aufbauend eingreifen können.

Jede Generation ist berufen, der Kirche neue Tiefen der Heiligkeit und neue Weiten der Gotterkenntnis zu erobern, immer von dort beginnend, wo die Alten—die greisen Priester und die dem Ruhestand entgegen gehenden Laien — aufgehört.

Wir lehren die ewige Unruhe nach Gott! Wir schauen auf jene Männer, von denen die Kirche in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten in ihren Meßgebeten und in ihrem Priesterbrevier ununterbrochen spricht. Diese Männer, die Apostel Christi, waren es, die den Grundstein der Weltkirche und der westlichen Kultur gelegt. Ihr Werk gelang, weil sie sich nicht damit zufrieden gaben, nur glaubende Gemeinden zu gründen. Wie sehr der Einfluß der Gnade auf die Welt von den allerbesten Energien des Menschen abhängt, war ihnen aus den Lehren des göttlichen Meisters bekannt. Diese Energien suchten sie sich sicher zu stellen. Deshalb bauten sie nicht nur an ihrer eigenen Heiligung, sie riefen auch aus den einzelnen christlichen Gemeinden Männer und Frauen an sich heran, denen sie mit viel Fleiß und Mühen mehr und tieferen Christengeist zu geben suchten, als sie den Mengen predigen konnten. Ihr ganzes Gotteswissen teilten sie diesen Auserwählten mit und lehrten sie zugleich die größte aller Weisheiten: Das Leben aus dem tieferfaßten Glauben.

Christliche Völker und christuslebende Heilige, christliche Massen und christusheilige Führer, die wie ewig gärender Sauerteig unter der Menge wirken müssen, strahlend an Licht und stark an Gottesleben, das war der Plan der Apostel des Herrn.

Dieser Plan ist unser Hoffen. Erwartend schauen wir der Zeit entgegen, die ihn wieder verwirklichen wird. Er wird verwirklicht sein, wenn nicht nur hier und da, wenn aber in jeder katholischen Gemeinschaft die Arbeit an der Heranbildung von Paulusgeistern, von Heiligen mit tiefem Gotteswissen, wieder Hauptsorge und Drang wird.

Wohl wissen wir, daß wir Menschen keine Heiligen erziehen können. Gott erteilt die Gnade nach seinem Maß, und Sein Geist weht, wo Er will. Es ist aber der Mensch, der die Aufnahme oder das Mißachten der Gnade vorbereitet. Seien wir nicht blind und suchen wir nicht weiser zu sein als die Apostel, die doch auch nicht nur in Großstädten predigten und auch sehr viel einfaches, ungebildetes Volk vor sich hatten. Wenn wir an Christenarbeit auf Erden glauben, an apostolisches, aufbauendes, beeinflußendes und gewinnendes Wirken, dann müssen wir auch einsehen, wie sehr uns Männer und Frauen vonnöten sind, die ganz genau wissen, worum es sich in unserem Glaubensbekentnis handelt. Diese Männer und Frauen aber müssen wir uns erziehen, mit viel Mühe und Fleiß und unermüdlicher Opferbereitschaft. Sonst bleiben wir bei der Frömmigkeit der Alten — und die droht mit den Alten auszusterben.

Dieser Plan ist unser Hoffen, haben wir gesagt. Noch mehr aber hoffen wir auf die Gnade Gottes, deren Wege nicht immer nur dort sich zeigen, wo sie eigentlich nach unserer enggewordenen Auffassung einzig und allein sein sollte. Es scheint, als ob Gott gerade heute wieder Seine eigenen Wege ginge. Während wir das Katholische nach unserer Art predigen und üben, und uns nicht all zu viel um unseren ungläubigen, unrechtgläubigen und schwachgläubigen Bruder Kain — oder ist sein Name Abel? — kümmern, der neben uns und der in uns lebt, stellt sich die Welt plötzlich die Frage: „Was halten wir von Christus?"

In amerikanischen Zeitungen, deren Worte in unserem Nachbarlande und auch hier bei uns

wenigstens ebensoviel Ansehen haben wie in Rußland die „Pravda", erscheint das Kreuz, und daneben ernste Ausführungen über die Bedeutung der christlichen Religion im Menschheitsleben.

„Religion ist die schwerste und radikalste Sache in der Welt . . . Wer sich zu ihr bekehren will, wird seine eigene Lebensgeschichte revolutionär ändern müssen . . . Christliche Religion ist weit mehr als nur „menschliche Brüderlichkeit." Oft spricht Jesus in den vier Evangelien von der Brüderlichkeit unter den Menschen. Dreimal so oft redet Er aber vom Vatertum Gottes . . . Religion ist auch mehr als nur ein Moralgesetz . . . Religion ist Gotttrunkenheit, so wie die Heiligen Antonius, Franziskus, Theresia und andere große Nachfolger Christi gott-trunken waren . . . Die christlichen Mystiker haben die Welt viel mehr beeinflußt als die Religionsstifter des Orients . . . In jedem Zeitalter hängt die Einflußkraft der Religion von der Zahl und der Art ihrer Mystiker, ihrer gott-trunkenen Bekenner, ab . . . Der Weg zur Religion trägt nicht die Aufschrift „Nur für Heilige!" . . . Glücklich der Mensch, der seine Religion in der jahrhundertalten Weisheit seiner Kirche findet; glücklich das Volk . . Will unser Jahrhundert religiös werden, dann muß es sich erst zum Jahrhundert der Wiederentdeckung umgestalten . . . "

So schreiben „Life" und „Time" in ihren diesjährigen Osterausgaben.

Woher stammt diese Weisheit in Blättern, die sonst nur rein weltliche Kultur pflegen? Könnte es wohl möglich sein, daß da gerade aus der großen Wunde unserer Zeit, aus der zum Weltgesetz erhobenen Sünde, plötzlich ein Strahl der Gnade sich zeigt, der mit dem Lichte der Erkenntnis beginnen möchte, um zur Gott-trunkenheit zu führen?

Gott geht Seine eigenen Wege. Sie sind nicht so geheimnisvoll wie wir es uns denken. Das Licht wäre früher gekommen, wenn der Christ es voll gehabt und von sich hätte ausgehen lassen.

Ich liebe! Von Gott-Trunkenheit reden religionsfreie Zeitungen. Sie halten es für wichtig genug, die Tiefen der Religion Christi in ihren Leitartikeln zu umschreiben, so gut und so klar, wie sie es in ihrem guten Willen können. Uns hat diese Osterbotschaft mit Scham — nicht mit Stolz — erfüllt. Ja, gut. Wir haben Recht gehabt. Religionsfreie Zeitungen mußten uns Recht geben.

In der Religion Christi geht es aber nicht so sehr um das Rechthaben, es handelt sich dort vor allen Dingen um das Rechtleben und Rechttun, und zwar im irdischen und im überirdischen Sinne des Wortes.

Ist die Antwort auf die Frage, warum wir Katholiken mit all' unseren großen Sozialprogrammen- und enzykliken, mit all' unseren Studiengruppen und Organisationsarbeiten so wenig Erfolg zeichnen, nicht recht einfach?

Wir haben zu wenig auf die große Gott-Trunkenheit hingezielt, haben mehr tiefes Wissen als tiefe Weisheit gelehrt und gelebt. Wir haben nicht immer daran gedacht, daß eine einzige Sünde zu verhüten und somit die Gnade auf Erden festzuhalten, daß ein einziger Schritt zum Aufbau dieser Gnade im Menschengeist getan, die allererste und notwendigste Vorbereitungsarbeit zur Verbreitung des christlichen Gedanken- und Lebensgutes auf Erden ist.

„Religion ist Gott-Trunkenheit . . . Der Weg zur Religion trägt nicht die Aufschrift: „Nur für Heilige."

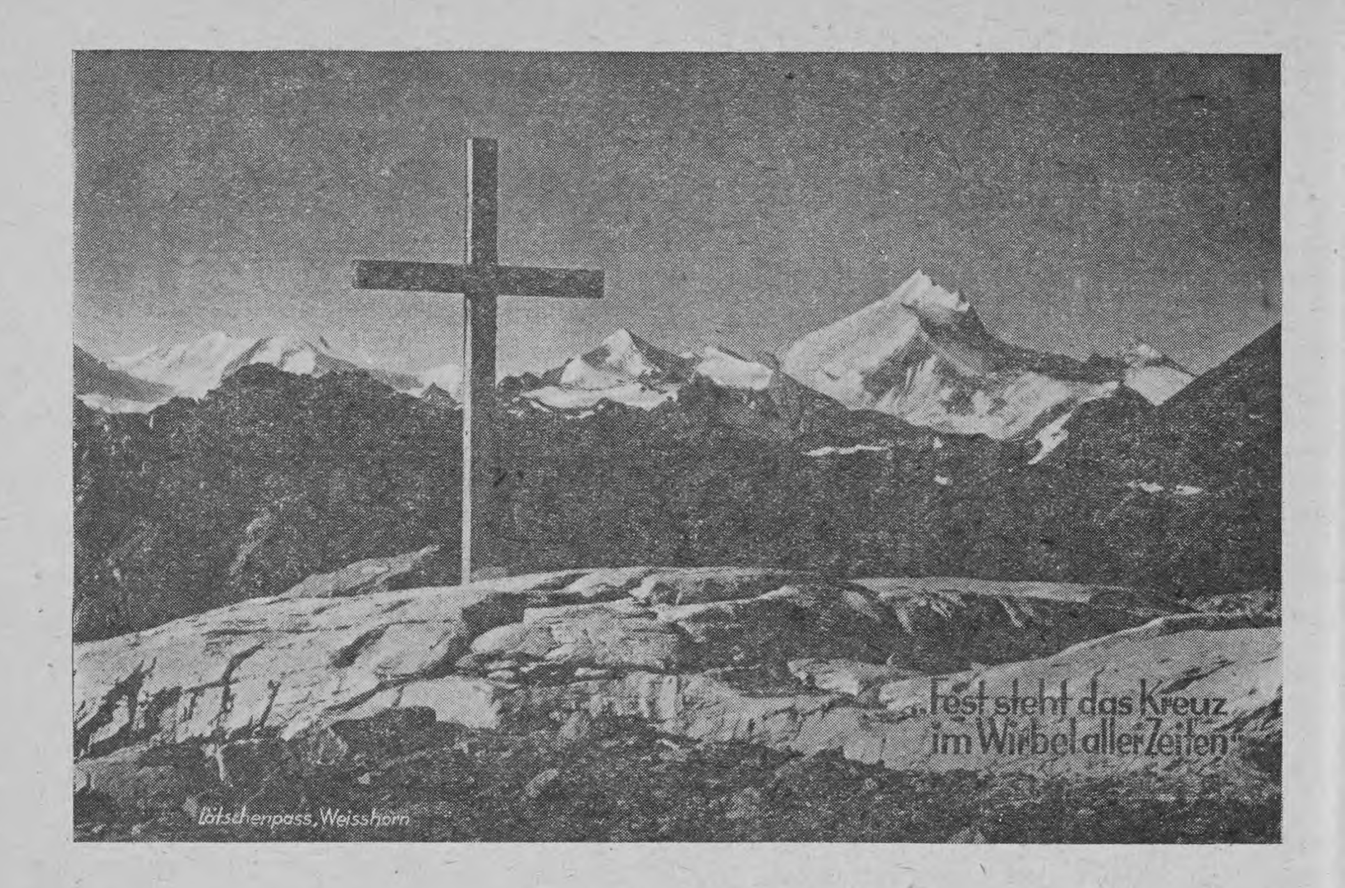
Der heilige Paulus drückte vor zwei Jahrtausenden diesen Gedanken mit dem kurzen Satze aus: „Das Größte aber ist die Liebe. Trachtet nach der Liebe!"

Diesem Satze möchten wir noch ein altes Sprichwort hinzufügen, das da sagt: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

Damit ist wohl auch schon gesagt, was wir meinen. Ein erneutes Gotteswissen brauchen wir und eine Wiedergeburt der Gottesweisheit im glaubenden Menschengeist. Der Weg zur Liebe führt über jene erkennende Weisheit, die eine Gabe des Heiligen Geistes an jeden einzelnen von uns ist. Die Pflege dieser Weisheit bringt uns zum Erkennen Gottes und Seiner Pläne, zum Hoffen, das nur auf Ihn und auf Seine uns mitgeteilte Kraft zielt, und zum größten aller Dinge: Zum Erlebnis „Ich liebe!"

In unseren Händen, mit denen wir heute Geschichte machen, liegt die Verwirklichung der Aufgabe des Christentums unseres Jahrhunderts. Möge der Heilige Geist, dessen Wirken und Schaffen wir am Pfingstfest predigen, uns Sein Licht erteilen und uns schenken die Kraft zur großen und einzigen Tat Gottes.

Der Schriftleiter.



Der Lump

von Paul Keller

Ich war eben erst ein paar Tage im Dorfe als Lehrer angestellt und in die Verhältnisse desselben naturgemäß noch gar nicht eingerichtet. Ich kannte nicht einmal meine Nachbarn, hatte auch kaum Lust, es mit meinen Bemühungen um ihre Bekanntschaft sonderlich eilig zu haben. Zu viele Bekanntschaften sind vom Übel. Der „gute Bekannte" kennt einen viel zu genau und ist von der Überzeugung, „sich etwas erlauben zu dürfen", viel zu sehr durchdrungen, als daß er einem bei Gelegenheit nicht die allerbeste Schande geben sollte. Mit Freundschaften ist's was anderes, die gehen aber sehr dünne auf der Welt.

Die Schule war aus. In dem langen Gange, der sich mitten durch den Schulgarten hinzieht, um am Ende desselben in die Dorfstraße zu münden, gingen die Schulkinder fein, ordentlich, wie sich's gebührt. Ich stand ebenfalls fein, ordentlich, wie sich's gebührt, unter der Haustür und schaute den Kindern nach. Freilich hatte ich noch den Nebenzweck, mich ein wenig „nach dem Wetter umzusehen", denn am Nachmittage wollte ich dem Kollegen vom Nachbardorfe einen Antrittsbesuch abstatten.

Wie ich noch so nach den Wolken blinzle, erhebt sich plötzlich ein schreckliches Schreien unter den Kindern; die Ordnung löst sich auf; ein großer Teil, namentlich Mädchen, kommt zum Schulhause zurückgelaufen, ein anderer Haufe, die stärksten Knaben voran, stürmt nach der Dorfstraße. Es ist, als sei ein Wirbelwind unter die Kinder gefahren. Atemlos, in schrecklicher Furcht, kommen die Mädchen näher. „Der Lump!" kreischen sie, und „der Lump!" johlt es drunten auf der Dorfstraße.

„Was ist es mit dem Lump? Was will er?" fragte ich die Mädchen.

„Die Hand will er uns geben, — pfui!" antwortete es, und „pfui!" tönt es im Chorus von den anderen. Das ist eine Bewegung, eine Empörung unter den Mädchen, als sei eine Eule am hellen Tage unter die Singvögel geraten.

Unterdessen wird das Schreien auf der Straße ärger. Hastig reiße ich die Gartentüre auf und eile durch den Garten hinab zur Dorfstraße.

Ein wunderliches Bild! Ein Mann steht auf der Straße, das Urbild eines zerlumpten Strolches. Die Knaben haben einen Kreis um ihn geschlossen, ihn vollständig eingesperrt. Der Strolch hat die eine Hand ausgestreckt und hält sie dem einen Knaben hin.

„Kind, gib mir die Hand," sagte er in bittendem, lallendem Tone.

Der Junge aber, ein übermütig

Bürschlein, schlägt den Alten mit seinem Lineal auf die Finger. Ein Lachen und Johlen der anderen belohnt ihn für seine Heldentat.

Das Gesicht des Strolches verzieht sich vor Schmerz und Zorn. Sein totes Auge bekommt für einen Moment Leben; ein Laut ringt sich von seinen Lippen, ein ganz unbeschreiblicher Laut. Mich schaudert's bei diesem Tone. Doch die Erregung des Alten hält nicht lange an; das Feuer seines Auges erlischt, er blickt wieder schlaff, widerlich lächelnd, wie die Trunkenbolde alle.

„Gebt mir die Hand," lallt er aufs neue und streckt abermals den Knaben die Hand hin. Es würde ihn auch wieder einer auf die Finger schlagen, wenn nicht mein unwilliger Zuruf die Knaben zerstreute. Augenblicklich geben sie den Belagerten frei, weichen etwa zwanzig Schritte zurück und warten in dieser Entfernung das weitere ab.

Der „Lump" steht vor mir. Ehrfurchtsvoll hält er die Mütze in der Hand; weißes, wildwirres Haar blinkt mir entgegen. Mit einem Blikke musterte ich ihn. Ich komme dabei in jene unbehagliche Stimmung, die einen immer erfaßt, wenn man sich über die eigene Ansicht und das eigene Gefühl nicht klar ist. Interesse und Ekel kämpfen in mir und vermischen sich.

Tiefe, schwarze Säcke hängen ihm unter den triefenden Augen, ein eisgrauer. stachliger Bart sproßt verwildert auf den blauroten Wangen, ein Zittern überläuft den ganzen Körper. Ein Alkoholiker schlimmster Sorte. Dazu die zerissene, schmutzige Kleidung. Mir graut vor dem Alten. Aber in das Grauen mischt sich einiges Interesse. Die Haare würden schön sein, wenn sie nicht so arg verwildert wären, und die Stirn ist hoch und sticht weiß von dem übrigen, gedunsenen Gesichte ab.

„Sie sind der Herr Lehrer?" fragte der Alte leise und nicht mehr lallend.

„Jawohl! Was wollen Sie von den Kindern?"

„Die Hand sollte mir eines geben; sonst nichts!"

„Und weshalb wünschen Sie das?"

„Weil — weil — es mir sehr wohltun würde. Wem ein Kind die Hand gibt, der ist glücklich!"

Bei den letzten Worten blickt er auf. Ich fahre zusammen. Ich habe einmal einen Hirsch sterben sehen, dessen Blick war geradeso wie der, den ich eben schaute. Was ist's mit dem Alten?

„Ich verstehe Sie nicht," sage ich unsicher und greife in die Tasche. „Was wollen Sie?" Da schaut er mich noch einmal an — tieftraurig.

„Nichts!" sagt er, kehrt sich um und schwankt die Dorfstraße hinunter. Er ist offenbar betrunken, vielleicht gar nicht recht um den Kopf. Was kümmert's mich!

Es nützt aber nichts, das famose „Was kümmert's mich", mit dem die Menschen sich so leicht pflegen, das fremdes Leid in ihnen wachgerufen hat. Der Lump geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Ich setze mich mit dem Gedanken an ihn zu Tische, ich träume sogar in dem kurzen Mittagsschläfchen, das ich halte, von ihm, und wie ich mich auf den Weg zu dem Nachbarkollegen mache, denke ich richtig immer noch an den Lump. Ich zürne, nenne mich einen „Gefühlsduseler", einen „vertrauensseligen Tropf" und den Lump einen „versoffenen Kerl", einen „schmierigen Vagabunden, — es nützt nichts; ich denke an den Lump.

Der Nachbarkollege ist ein netter Mann. Er kommt mir mit freundlichem Vertrauen entgegen, und wir sind bald bekannt miteinander. Da er ein alter Junggeselle ist, sind wir allein und können uns ungestört ausplaudern.

Mitten im Gespräche fällt mir der Lump ein. Ich erzähle dem Kollegen das Begebnis vom Vormittage.

„Ah — der," sagte der Kollege, „ja, wissen Sie, das ist ein sehr traurige Geschichte."

„Sie kennen den Lump?"

„Gewiß, er bettelt sich durch alle Ortschaften hindurch und bleibt immer im Umkreise."

„Was halten Sie von ihm?"

„Er ist ein ungefährlicher, aber sonst durchaus verkommener Mensch. Was er sich erbettelt, vertrinkt er im ordinärsten Fusel. Schmutzig ist er zum wahren Ekel, das Ungeziefer frißt ihn beinahe. Die Leute recken ihm ein Stück Brot oder einen Pfennig zur Tür hinaus, nur um ihn rasch wieder loszuwerden; die Kinder aber hassen ihn. Die meisten fliehen ihn, einige verfolgen ihn. Ich selber mußte ihn schon von den Steinwürfen der Knaben schützen."

„Und wie erklärt sich diese Angst oder dieser Haß der Kinder?"

„Sie gebrauchten vorhin das Bild von der Eule und den Singvögeln. Es stimmt auffallend. Der kleine Vogel, der wütend am hellen Tage über den lichtblinden Räuber herfällt, hat von diesem selbst noch kein Leid erfahren, aber er haßt instinktiv den Verderber seiner Rasse. Ganz ähnlich ist's mit dem Lump. Er war ehemals ein Lehrer. — — Wegen eines Sittlichkeitsverbrechens kam er auf Jahre ins Zuchthaus, und dann ging er den Weg, den so viele Zuchthäusler gehen, er wurde ein ‚Lump'."

„Schrecklich! Entsetzlich! Wann ist das gewesen?"

Sag mir . . .

Sag mir, Herr, von Deinen Dunkelheiten,
Deren Licht in meine Seele fiel . . .
Sage mir von Deines Lichtes Weiten,
Deren Finsternis Dein hohes Spiel —
Künde mir das Auf und Ab der Hände,
Die da Welten schufen aus dem Nichts, —
Die vom ewigen Anfang bis zum Ende
Schaffend ruhn im Feierklang des Lichts . . .
Meine Seele ging durch Deine Pforte
Und empfing von Deiner Herrlichkeit;
Jauchzend weiß sie: Deinem letzten Worte
Machst Du sie bis an den Rand bereit!

A. v. Wiedebach-Nostitz.

„Es ist an die 25 Jahre her. Ich war damals gerade als blutjunger Lehrer in diese Gegend gekommen. Das waren traurige Zeiten. Zwei derartige Fälle kamen gleich hintereinander vor. Erst kam der Lehrer meines Dorfes ins Zuchthaus, wo er starb, und vier Monate später der Lehrer Ihres Dorfes, Werner, der Lump."

„In meinem Orte war Werner angestellt?"

„Jawohl! Es handelte sich damals um drei fast vierzehnjährige Schulmädchen. Eine lebt noch und ist jetzt die reichste Besitzerin Ihres Dorfes. Die anderen beiden sind merkwürdigerweise ein Jahr nach ihrer Verheiratung im ersten Kindbett gestorben."

„Sehr merkwürdig!"

„Das war eine schreckliche Begebenheit. Als die erste der beiden jungen Frauen gestorben war, war ich zum Begräbnis. Wir Kollegen unterstützen uns bei derartigen Anlässen gegenseitig nach Kräften. Jetzt noch schaudert's mich, denke ich jenes Begräbnisses. Der Sarg steht über dem offenen Grabe, der Geistliche spricht die Gebete. Da steht plötzlich, wie aus der Erde emporgetaucht, neben ihm der Lump.

„Spare deine Worte, Priester," schreit er; „hier will ich den Segen sprechen!"

Ein Fußtritt trifft den Sarg, daß er schwankt.

„Fahr zur Hölle, verruchtes Weib! Gott ließ dein eigen Kind dich erwürgen bei der Geburt! Fahr zur Hölle, du Meineidige!"

Wie bleiender, lähmender Schreck liegt's über der Trauerversammlung. Niemand rührt sich; nur der Lump geht langsam zum Kirchhof hinaus.

Zwei Jahre Zuchthaus bekam er für seinen greulichen Fluch am Grabe.

Während er die Strafe absaß, starb die zweite der ehemaligen Anklägerinnen, ebenfalls im ersten Kindbett. Als der Lump seine Strafzeit verbüßt hatte und von dem Tode dieser zweiten erfuhr, soll er mitten in der Schenkstube hingekniet sein und Gott mit aufgehobenen Händen für seine Gerechtigkeit gedankt haben. Dann ist er nach dem Kirchhofe gegangen, hat den Grabhügel verwüstet und hat dann für die neue Greueltat abermals ins Zuchthaus wandern müssen."



Die kleine Helga freut sich. Es ist ja Frühling. Heute lacht sie nicht mehr so laut. Sie wohnt in Berlin, und Mutti kann ihr nicht jedes Butterbrot geben, das Helga gerne möchte. Sie schreibt dem Schriftleiter: „Lieber Onkel, wann kann ich zu Dir in die Ferien kommen?" Ja, sie ist des Schriftleiters große Freundin.

„Und trotz alledem zweifeln Sie gar nicht an der Schuld Werners?"

„Nein! Bei der Verhandlung hat er allerdings nichts eingestanden, er gesteht auch jetzt nichts. Nur wenn ihm der Schnaps die Zunge löst, verrät er sich."

„Was war Werner früher für ein Mann?"

„Ein außerordentlich befähigter Lehrer. Im Seminar war er der Senior eines Kurses, unser Lehrerverein hat ihn trotz seiner Jugend um seiner Tüchtigkeit und Beredsamkeit willen zum Vorsitzenden gewählt, seine Schule stand im besten Rufe."

„Verheiratet war er nicht?"

„Nein, aber verlobt. Seine Braut war, als er aus dem Zuchthause kam, die Frau eines anderen."

Es entsteht eine Pause. Wer in einen Abgrund schaut, macht nicht viel Worte, der Schauder, der ihn angesichts der schwarzen Tiefe erfaßt, schließt ihm den Mund.

Schwarzer, unseliger Abgrund im Lehrerherzen, soll mir mehr grausen vor deiner moderdunstigen Tiefe, oder soll mir das Herz mehr weh tun bei dem Gedanken an das viele süße hoffnungsfreudige Glück, das in dir untergegangen ist? Soll ich in das „Anathema sit!" einstimmen, das die menschliche Gesellschaft über den Unglückseligen dem Gerichte nachgesprochen hat, oder soll ich mir's daran genügen lassen, daß er ausgestoßen, geächtet, gebrandmarkt, verhöhnt, verfolgt von Haus zu Haus schleicht, um mit widerwillig gespendeten Brotkrummen sein von innerem und äußerem Ungeziefer angefressenes Dasein weiterzufristen? Fluch oder Erbarmen? Ich denke Erbarmen! Die Schuld freilich ist eine entsetzliche, aber die Sühne?

Wieder steht er vor mir, und wieder höre ich seine Bitte: „Kind, gib mir die Hand!" Ich weiß wohl, was die Bitte deinem Herzen entpreßt, armer Alter. Ein Lehrerheimweh hat dich ergriffen; heiße Sehnsucht nach der süßen Kinderliebe, nach dem beglückenden Kindervertrauen, die einst dein waren, ist dich überkommen; du blickst verschmachtend wie ein Verbannter nach dem Paradiese, dessen Pforte dir verschlossen, weil du so schwer darin gesündigt, und du flehst vergebens wie um einen Gnadentropfen, der dir die Zunge kühle:

„Kind, gib mir die Hand!"

Da magst du wohl zur Fuselflasche greifen, ich find's natürlich; es ist eine letzte, traurige Konsequenz.

Ich teile meine Gedanken dem Kollegen mit, er billigt sie. Eine andere Unterredung kommt indes nicht mehr in Fluß. Es ist auch schon ziemlich spät geworden. Wir trennen uns.

Über dem einsamen Landwege, den ich dahinschreite, steht der Mond. Im Dämmerlicht erblicke ich am Wegrande ein Kreuz. Ich trete näher heran und nehme den Hut ab. Ein Vater-

unser will ich sprechen — für den Lump. Da — neben dem Kreuze, das weiße Haupt an den Stamm angelehnt, sitzt der Lump selbst. Wir schauen uns eine Weile stumm in die Augen. Dann beginne ich:

„Sie wollen hier übernachten?"

„Ja, ich kann heut kein Quartier bezahlen."

„Warum setzen Sie sich gerade hierher? Glauben Sie an den am Kreuze?"

„Ich glaube an ihn! Er hat mich unglücklich werden lassen, sehr unglücklich, Herr, aber er rächt mich auch. Gelt, du dort oben, du rächst mich?"

Und er blickt auf das Christusbild. Mich schaudert's. Ich kann den Alten nicht länger ansehen. Ein Zehnmarkstück blinkt im Mondschein, das Taschengeld für diesen Monat. Ich reich's ihm hin.

„Nehmen Sie das! Sie bekommen dafür beim Trödler reine Kleider."

Da schreit der Alte auf, daß es laut durch die Nacht schallt:

„Herr, — Herr, — 10 Mark — ja, — ja — es ist so. Herr, Sie glauben an meine Unschuld?"

Und er reißt mir das Geldstück aus der Hand und preßt seine Lippen darauf wie unsinnig. Ich aber schüttele traurig den Kopf.

„An Ihre Unschuld kann ich leider nicht glauben, aber herzliches Erbarmen habe ich mit Ihnen."

Da ist's, als werde das Antlitz des Alten zu Stein.

„Nehmen Sie Ihr Geld wieder, ich mag's nicht; Sie geben zu wenig. Mitleid habe ich hin und wieder schon empfangen, aber Glauben und Vertrauen noch nie seit 25 Jahren. Da nützen keine reine Kleider, Herr; je eher einen da die Läuse fressen, desto besser."

Und er verschwindet trotz meines Zurufes.

Wochen sind seitdem vergangen. Der Herbst ist ins Land gezogen mit seinen trüben, melancholischen Nebeltagen. Den Lump habe ich nicht mehr gesehen, aber gedacht habe ich viel an ihn.

Die Szene am Wegkreuze hat mich tief erschüttert. Immer wieder ist mir die Frage aufgetaucht, ob er denn doch nicht unschuldig sein könne. Aber er soll wohl an die zwanzigmal in der Schenke sein Verbrechen eingestanden haben. Freilich ist er dann auch fast immer betrunken gewesen. Und warum diese schier stolze Weigerung, meine Gabe anzunehmen? Ist er so verdorben, daß er mir eine Komödie vorspielte, um mich von seiner Unschuld zu überzeugen in der Annahme, ich würde ihn dann reichlich und regelmäßig unterstützen? Nein, und ist alles Lüge gewesen, eines war sicher wahr, der furchtbare Blick, den er aufs Kreuz warf, und seine Bitte um Rache. So kann kein Mensch lügen. — —



Der Stadtlump und der Richter

Es ist Nachmittag gegen 4 Uhr. Die Novembersonne kämpft mit dikken Nebeln; es wird heute sehr zeitig finster werden. Aber einen Spaziergang muß ich noch machen; ich habe den ganzen Tag gearbeitet, und mir summt der Kopf.

Die Dorfstraße ist leer wie immer. Unendlich öde und melancholisch liegt sie vor mir; unbewegliche, kahle Bäume starren in den dicken Herbstnebel hinein, am Bachrande schwankt totes Gestrüpp. Mich fröstelt ein wenig, und ich hülle mich fester in den Man-

tel. Ich denke kaum etwas, wenigstens nichts, was mir bewußt würde. Wie ich aber vor das Haus des Lindenbauern komme, bleibe ich ein Weilchen stehen.

Der Lindenbauer hat sicher den schönsten Hof in der ganzen Umgegend. Wie stattlich ist nicht dieses Wohnhaus! Gar nicht bäuerlich sieht's aus, es hat hohe Fenster und sogar einen Balkon. Die Wirtschaftsgebäude sind musterhaft; am Dienstag war ein landwirtschaftlicher Verein da, um sie zu besichtigen. Der Lindenbauer ist zudem der Gläubiger fast aller mittleren und kleineren Besitzer des Dorfes. Unsereiner kann sich gar nicht vorstellen, wie das sein mag, wenn man so viel Geld hat, wenn man sich nie zu fragen braucht: „Kommt dich dies oder das auch zu teuer?"

Vorüber, Schulmeister, vorüber!

Die Lindenbäuerin — das ist ja auch eine der ehemaligen Anklägerinnen des Lump, die einzige, die noch lebt. Und wie lebt sie? Im Überflusse, im Glücke! Was fehlte der noch? Sie hat nie einen vergeblichen Wunsch, sie strahlt vor Gesundheit, hat einen reichen Mann, der sich von ihr regieren läßt, und ein Kind, das sicherlich das schönste Mädchen der Umgegend ist, die Friedel. Der alte Mann unterm Kreuz muß doch gelogen haben, es wäre sonst nicht möglich, daß die Lindbäuerin so glücklich wäre.

Die Friedel freilich, — schön ist sie, sehr schön, aber sie hat einen grobsinnigen Zug im Gesicht. Ich verstehe mich auf Physiognomien. Doch ruhig, sei kein Nörgler und geh deines Wegs.

Am Dorfende kehre ich um. Wollte zwar noch bis zum Kreuz hinaus, weil mir der Lump heute wieder einmal gar nicht aus dem Sinne geht, aber der Abend ist mir zu düster und schwermütig.

Ich nähere mich wieder dem Lindenhofe.

Die Dorfstraße erscheint mir geradezu unheimlich öde. Mir ist so bedrückt zumute. Jetzt bin ich am Staketenzaun, der des Lindenbauern Garten umschließt. Es regt sich kein Lüftchen.

Plötzlich raschelt etwas im dürren Laube. Ein Weib geht durch den Garten. Im Dämmerlichte erkenne ich die Lindenbäuerin. Sie geht rasch, hastig, wie nach etwas suchend. Plötzlich bleibt sie stehen. Eine Sekunde steht sie wie angewurzelt, dann ringt sich ein Schluchzen, Ächzen krampfartig aus ihrer Brust; — jetzt schleudert sie die Arme empor in die Luft, und ein gellender Ton des Entsetzens heult verzweifelt durch die fahle Dämmerung:

„Jesus! — Jesus!"

Mit einem Satze bin ich über den Zaun. — — — Am untersten Ende des Apfelbaumes hängt die Friedel, der Lindbäuerin einzig Kind. — —

Ich schneide die Friedel los. Rettungsversuche wären hier völlig vergeblich, das sehe ich. So kniee ich neben der Toten nieder ins kurze, fahle Herbstgras und bete verwirrtes Zeug. Neben mir kauert die Lindenbäuerin.

Ihr Auge hängt starr an den Zügen der Toten. Sie schüttelt sich wie im Frost und zuckt und weint und lacht unheimlich durcheinander.

„Du," fängt sie dann an, leise, im Flüstertone, „weißt du, warum sie's gemacht hat? Die Schande, Schulmeister, die Schande!"

Mir läuft es kalt über die Glieder. Also darum! Ich vermag mich nicht zu rühren. Dann plötzlich lacht die Bäuerin laut und jäh auf:

„Hoho! Aufgehangen hast du dich! Denkst, es nützt was? Es kommt doch 'raus, du! Hahaha! Warte, der Vater!"

Großer Gott, die Lindenbäuerin ist vor Schreck und Schmerz um den Verstand gekommen! Jetzt geht ein Zucken durch ihren Körper; sie steht auf. Am Baum lehnt sie im trüben Abendlicht. Zu Füßen liegt das Haupt des toten Kindes. Mir ist's, als sei mein Herz stehen geblieben, als sei ich auch ein Toter unter diesen Toten. Die Lindenbäuerin hat die Augen geschlossen, ein müdes Zucken spielt ihr um den Mund. Dann beginnt sie monoton zu reden:

„Herr Lehrer, ich bin bei mir! Hören Sie? Ich will Ihnen was verraten. Der Lump ist unschuldig! Wir haben damals gelogen alle drei. Der Lump hat uns, als er noch Lehrer war, oft so hart geschlagen. Da wollten wir uns rächen. Wir wußten,

---

Der schoenste Tag

Für Erstkommunion

In dir keimt eine Saat,
O daß sie recht gedeihe
Und einst im Sommersonnenglanze
Sich beuge früchteschwer.
Die Reinheit leuchtet noch
Auf deiner Stirne:
Der Augen Glanz flammt ungetrübt —
Der Wangen zarte Röte atmet
Auf deinem Antlitz morgenschön —
Als sei's ein Hauch
Vom Blute deines Gottes . . .
Und deine Lippen glühn
Dem höchsten Gut entgegen
Noch unentweiht —
Vom Kusse deines Gottes nur berührt.
O daß der Unschuld sanfte Zierde
Noch auf der Totenbahre dich
Verklär 'wie heute wundersam! —
Dann gehst du sicher,
Als ein lichter Engel
Zu ruhn
An deines Gottes Herz.

Heinrichjoseph Sattler

daß ein Lehrer, der so was tut, ins Zuchthaus kommt. Im Nachbarsdorfe war's vorgekommen. Daher wußten wir's."

Ein Schrei des Entsetzens, tödlichen Hasses gegen das fürchterliche Weib kommt mir vom Munde. Aus dem Lehrerherzen kommt er, und dem unglücklichen Bruder gilt er, der also vernichtet ward. Da fällt mein Blick auf die Tote, und ich bin stille. Die Lindenbäuerin steht regungslos, ihren Blick starr auf das blonde Haupt ihres Kindes gerichtet. Ein spätes Blättlein Laub fällt vom Baume, man hört's fallen. Dann beginnt die Bäuerin wieder zu reden:

„Es ist einer droben, Herr Lehrer, glauben Sie's? Ich habe mich immer vor ihm gefürchtet, aber er hat mir nichts getan. Bloß mein Kind hat sich gehangen, bloß mein Kind!"

Und sie bricht ohnmächtig nieder.

Mechanisch schleppe ich mich nach dem Hofe. Kreischende, schreiende Stimmen höre ich noch, helfe noch eine Tote tragen, eine Schwerkranke betten, dann schleiche ich nach Hause, selbst ein Kranker. — — —

Die Friedel ist begraben; gerade als die Schulmagd die Abendglocke läutete, hat man sie eingescharrt. Ich hab' nichts davon gesehen, ich bin zu krank.

Die Lindenbäuerin ist im Irrenhause. Ich denke an den Lump, wie er unterm Kreuze sagt: „Gelt, du dort oben, du rächst mich!"

Lump, du hast grausig gebetet; aber der Himmel mußte zu deinem Gebete „Amen" sagen, weil du gar ein so armer, verlauster, von den Menschen zertretener, unschuldiger Beter warst.

Ich weiß nicht, wer's ihm zuerst gesagt hat. Er hat einen gurgelnden Ton ausgestoßen wie ein Tier, wenn es nach langer Qual seinem Kerker entrinnt, dann ist er umgesunken und hat drei Tage ohne Besinnung gelegen.

So fand ich ihn. Als er aufwachte, lächelte er in einem fort. Ich sagte ihm, die Regierung würde, nachdem seine Unschuld sich erwiesen, ihm wohl eine Gnadenpension gewähren. Es machte keinen Eindruck auf ihn. Was soll ihm die Pension? Er braucht sie nicht; das Hungern, Dursten und Frieren ist er gewöhnt. Aber er hat etwas auf dem Herzen.

„Herr Lehrer," sagte er, und die Stimme zittert ihm, „ich hätte eine Bitte, eine sehr große Bitte. Lassen Sie — mich doch — nur einmal — nur ein einziges Mal — noch in die Schulstube!"

Die Rührung übermannt mich. Ich drücke ihm die Hand.

„Gewiß gewiß, mein armer, lieber — Kollege!"

Da jauchzt er auf und küßt mir heftig beide Hände. Er ist ganz fassungslos vor Glück, weil er in die Schulstube darf, und weil ich ihn „Kollege" genannt habe. —

Der Schulinspektor und der Pfarrer sind beide zugegen, wie ich mit Werner Hand in Hand zur Schulstube gehe.

Wie der Alte ins Zimmer tritt, schließt er die Augen, und eine Träne tropft ihm auf die Wange. Was mag in dieser Träne alles fortfließen!

Und die Schulkinder drängen sich an ihn heran und drücken ihm die Hände.

Es ist Frühling geworden. Werner hat den Winter in dem traulichen Stübchen, das wir ihm eingerichtet haben, glücklich und zufrieden zugebracht. Ich war oft bei ihm. Zur Schenke ist er nicht ein einziges Mal gegangen.

Im Frühling hat er kleine Feldblumensträußchen gepflückt, die hat er einmal nach der Messe den beiden jungen Frauen aufs Grab getragen, und eins legte er, weil die Lindenbäuerin fern war, der Friedel in den Kirchhofswinkel.

So hat Werner völligen Frieden gemacht mit Gott und der Welt. An einem stillen Abend ist er gestorben. Friedlich ist er in meinen Armen entschlafen.

An seinem Grabe haben die Schulkinder und die Kollegen der Umgegend abwechselnd gesungen, so wie's Recht und Brauch ist bei einem — Lehrerbegräbnisse.

BAUER

„Bebau das Feld, bleib bei dem Pflug,
Dann nützest du der Welt genug.
Von dir dann Nutzen haben kann
Der arme wie der reiche Mann.
Drum treibe nur den Ackerbau;
Denn, sieh nur, manche edle Frau
Wird durch des Bauern Fleiß verschönt.
Manch König wird sogar gekrönt
Durch deines Ackerbaues Ertrag.
Wie stolz wohl mancher sein auch mag,
Sein Hochmut müßt' zuschanden werden,
Gäb's nicht den Bauersmann auf Erden."

„Das beste Werk auf Erden ist:
Korn in die Scholle säen,
Und aller Freuden reichste ist:
Die vollen Schwaden mähen.
Rund geht der Wurf des Säemanns
Und rund des Schnitters Eisen;
Des ganzen Lebens Auf und Ab
Lieg zwischen diesen Kreisen."

„Sieh' an des Landmanns Müh' und Schweiß,
Umsonst ist ohne dich sein Fleiß,
Was er gepflanzt, laß wohl gedeih'n,
Laß Baum und Weinstock fruchtbar sein!"

„Ach segne Gott mit deiner Hand
Die lieben Früchte auf dem Land,
Wend' ab Frost, Blitz und Hagelschlag,
Und alles, was uns schaden mag."

Mutter

Mutter der Mütter, gesegnete Frau,
dir blüht der Mai auf der wonnigen Au.
Mütterlich wachsend in Garten und Flur,
spiegelt dein Antlitz die junge Natur.
Knospende Bäume und sprießende Saat
singen mit dir das Magnificat.
Aber ein tausendmal schöneres Bild
blüht dir auf ewigem Maiengefild.
Neu zu gestalten der Erde Gesicht, —
daß einer Zukunft voll Ewigkeitslicht
wachsen in neuen Geschlechtern wir zu, —
mach unsre Mütter zu Müttern wie du!
daß deine Krone ihr Ehrenkranz sei,
Mutter der Mütter, im ewigen Mai!

Mathilde Mathias



R. v. d. Weyden

Des Schriftleiters Mütterchen

Mutterliebe

Mutterliebe ist groß wie das Meer,
Ist wie die Berge, so tief und so schwer.
Ist wie der Himmel so weit — so weit,
Mutterliebe ist Ewigkeit.
Mutterliebe ist heiliges Land,
Mutterliebe ist Brücke und Band,
Mutterliebe wächst aus der Zeit,
Mutterliebe ist Ewigkeit.

Gertrud Maaßen.

Der Mutter voller Wert wird erst erkannt, wenn der düstere Grabhügel die Teure deckt.

Eine edle Mutter und Hausfrau ist Königin in der Familie; sie regiert unbemerkt alle mit dem königlichen Zepter der helfenden Güte.

Wolltest du deine Mutter gebührend ehren, so müßtest du
die Edelrosen noch veredeln, um sie ihr zu schenken.

Karl Fischer

Kirchliche Aussichten in England

von P. Jos. Schneider O.M.J.

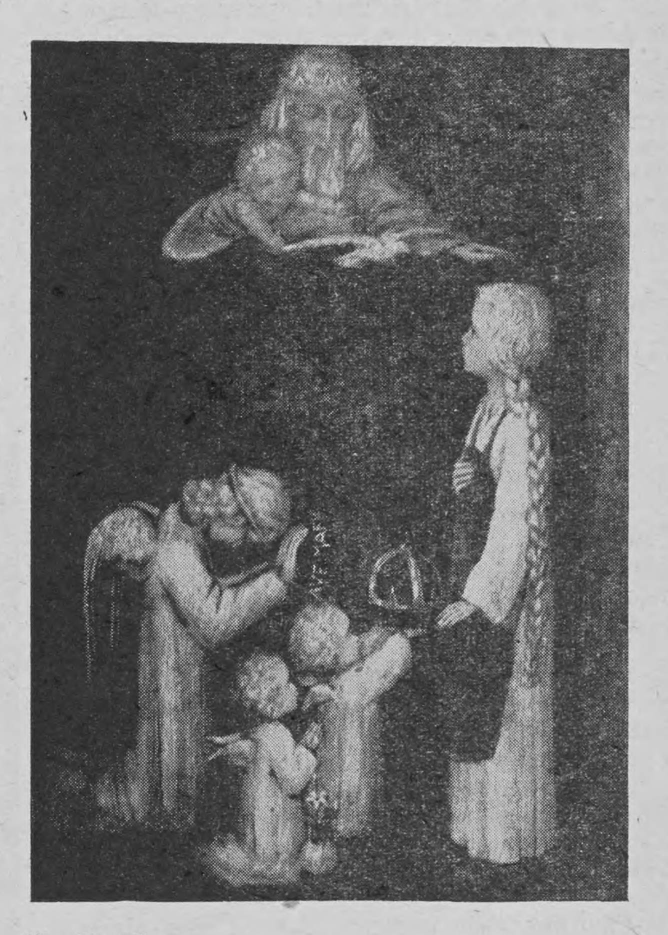
Der 28. Mai ist das Fest des hl. Augustinus. Nicht des großen Kirchenlehrers von Afrika († 430), sondern des Benediktinermönches, der nach 600 das britische Inselreich zum katholischen Glauben bekehrt hat.

Beide Augustini weisen manche Ähnlichkeiten in ihrem Leben auf. Den großen Augustinus hat man den Michael oder streitenden Erzengel der Afrikanischen Kirche genannt. Unermüdlich betätigte er sich in der Belehrung seiner Herde. Unbesiegbar im Kampf gegen die Irrlehrer, die wie wilde Löwen mit Feuer und Schwert den Weinberg Gottes verwüsteten. Trotz allem sah er von seinem Sterbebette aus die ganze Frucht seiner Riesenarbeit zugrunde gehn. Die Barbaren, die in der Völkerwanderung über Spanien und Gibraltar nach Afrika einbrachen, bemächtigten sich langsam des ganzen Landes und fegten als Arianer mit dem Römischen Reich auch den Römisch-Katholischen Glauben hinweg.

Einem ähnlichen Schicksal begegnete das Werk des Apostels Britanniens. Papst Gregor der Große hatte ihn um 600 nach England entsandt. Anstoß zu dieser apostolischen Tat war ein Zusammentreffen des Papstes mit angelsächsischen Kriegern in Rom gewesen. Er hatte sich nach ihrer Herkunft und Heimat erkundigt. Ihre Antwort soll gewesen sein: „Angli sumus" (Wir sind Angelsachsen). Gregor hatte erwidert: „Angeli eritis" (Engel sollt ihr werden). Der Versuch zu dieser Umwandlung folgte bald nachher. Der Papst, der früher einmal Benediktinerabt gewesen, entsandte 40 Mönche ins angelsächsische Missionsfeld. Sie wählten das heutige Canterbury zum Ausgangs- und Mittelpunkt der Kirchenorganisation. Durch Bekehrung der Stammeshäupter mit darauf folgenden Massentaufen der Bevölkerung enthielt das Land bald für volle 900 Jahre sein katholisches Gepräge. Kirchen, Schulen, Klöster, Wallfahrtsschreine füllten die Gegend. Frömmigkeit und Wissenschaft wetteiferten mit der Pflege des Handwerks und Bemühungen um höhere Bodenkultur. Im großen und ganzen fühlte sich das Volk recht wohl. „Unter dem Krummstab", hieß es, „läßt sich's gemütlich leben". Aber wie die Arbeit des großen afrikanischen Augustin verwelkte, so schwand das Werk des Benediktinerbischofs in England dahin. Wie kam es nur, daß all das blühende Leben so elend verschwinden mußte ?

Es war die bittere Frucht der Laune und Leidenschaft eines Ehebrechers auf dem Thron. Heinrich VIII. wurde seiner angetrauten Frau, der Katharina von Spanien, müde und verliebte sich in ein Hoffräulein. Um sie zu heiraten, brauchte er eine Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin, und die wollte der Apostolische Stuhl nicht geben. Aus Rache dafür riß der Tyrann ganz England vom Felsen Petri los. Die Treuen, die am alten Glauben fest hielten, wurden von ihm und seiner unnatürlichen Tochter Elisabeth von der Religion der Väter hinweg gepeinigt. Als Elisabeth im Jahre 1602 verschied, war der frühere Gottesgarten der englischen Kirche ein einziger Trümmerhaufen. Heute noch ist die erste Kirche des Landes, von Augustinus selbst gebaut, ein verweltlichtes Museum. Die Mönche St. Benedikts müssen sich damals vor Leid im Grab herum gedreht haben.

In den 400 Jahren nach dem Abfall hat England sich ein mächtiges Kolonialreich aufgebaut. Zu gleicher Zeit aber welkte es an Seele und Geist in religiös-sittlichem Ruin dahin. Das uferlose Sektenwesen hat für Verwässerung der wenigen Überreste alten Glaubens u[illegible]tes gesorgt. Die Anglikanische Hochkirche erfreut sich zwar politischen Schutzes, ist aber dafür zur elenden Magd des Staates geworden. Das Parlament, von Juden, Freidenkern und Kommunisten besetzt, bestimmt



M. Spoetl

Gegrüßet seist du, Maria, du Begnadete, der Herr ist mit dir; du bist gebendeit unter allen Frauen, und hochgelobt sei mir die Frucht deines Leibes."

über die Auslegung der Gebete und Glaubensartikel des Common Prayer Book. Von der Bevölkerung beteiligt sich vielleicht noch 7% am öffentlichen Gottesdienst, und auch das nur an den höchsten Feiertagen. Die Prediger wissen es, legen es dem religionsfeindlichen Zeitgeist zur Last und vertrösten sich auf bessere Zeiten. Um das Volk in der ‚No Popery-Reform' zu erhalten und der Irrlehre den Schein der Echtheit zu verschaffen, schwärzen sie tüchtig das Mittelalter an (‚Dark Ages') und wärmen immer wieder alte Falschheiten und Verdrehungen auf.

Eine davon ist die Lehre von der cluster- (Dolden- oder Trauben-) Kirche. Sie behaupten, daß die Gesamtkirche Jesu Christi sich wie eine Weintraube aus vielen Beeren zusammensetze. Eine dieser Beeren sei die Römische Kirche, eine andere die Griechisch-Orthodoxe, eine dritte die Anglikanische. Zwischen ihnen gebe es keinen Unterschied; die eine sei so gut wie die andre, wie verschieden sie auch immer in der Lehre und in ihren Gebräuchen sei.

Eine andere Theorie zieht gegen das kirchliche Lehramt los zur Rechtfertigung der freien und unabhängigen Bibelforschung. Sie faselt von „intellektueller Versklavung der Katholiken", weil sie ihr Urteil in Sachen des Glaubens und der Sitten dem päpstlichen Schiedsspruch unterwerfen müssen. — Ein jeder sieht, wie fadenscheinig dieser Vorwurf ist. Denn auf welchem Gebiet gibt es keine Unterwerfung unter bewiesene Tatsachen? Jeder unterwirft Verstand und Urteil dem großen und kleinen Einmaleins. Ein jeder beugt sich ohne Selbstentwürdigung den gesicherten Ergebnissen der Geschichte und Literatur. Wer möchte da von ‚Versklavung' reden! Dann wäre ja unser ganzer Schulbetrieb von vorn bis hinten nur ein großes System intellektueller Versklavung. Trotz allem halten die Prediger an dieser Anklage fest, und ihre Kanzeln dröhnen davon wieder.

Ein dritter Rechtfertigungsversuch des englischen Abfalls erstrebt die Unterminierung der päpstlichen Rechtszuständigkeit bei ihnen. Vor der Ankunft Augustin's, sagt man, habe es bereits Katholiken in Britannien gegeben, z.B. in den Küstenstädten. Die hätten niemals das Geringste mit Rom zu tun gehabt. Der Papst hätte sich erst nachträglich die Gewalt über die angelsächsische Kirche erschlichen. Heinrich VIII. hätte nur im 16. Jahrhundert ihre Unabhängigkeit wiederhergestellt. — Dem gegenüber sagen wir: der Papst ist der Hirt der g a n z e n Herde (Weide meine Lämmer, weide meine Schafe). Wer deshalb irgendwie und irgendwo in die Kirche aufgenommen wird, ist sofort ohne weiteres auf Anordnung Christi hin dem Obersten Hirten unterstellt; einerlei ob es in Canada oder Neuseeland geschieht; ob ein Priester ihn aufnimmt oder ein glaubenseifriger Katholik.

Wird England sich jemals von seiner Verirrung zur Kirche zurückfinden? Man rechnet in den letzten 20 Jahren durchschnittlich jeden Monat tausend Übertritte zur Katholischen Kirche. Die Zahl der Katholiken in England ist auf diese Weise von 60 00 auf über drei und ein halb Millionen gestiegen. Um 1900 kam ein Katholik auf 150 Engländer; heut ist das Verhältnis 1 zu 16.

Eine Reihe von Heiligen haben für Englands Rückkehr zum wahren Glauben gebetet. Einer davon ist der

---

Pater Boekenfoehr in der Schweiz

Der Provinzialobere der St. Marienprovinz der Oblatenpatres, Johannes Boekenfoehr O.M.J., befindet sich gegenwärtig in Rom, um an der Generalversammlung der Oblaten teilzunehmen. Die Versammlung begann am ersten Mai.

Die erste Arbeit der Versammlung, die Erwählung eines neuen Generaloberen der Genossenschaft, ist vorüber.

Zum neuen Generaloberen der Oblatenpatres wurde Pater Leo Deschatelets O.M.J. erwählt. Pater Deschatelets war bis jetzt Provinzialoberer der Oblatenprovinz Ostkanadas.

Auf dem Bilde sehen wir Pater J. Boekenfoehr in der Schweiz. Er besuchte dort Verwandte des hochw. P. Werner Merz O.M.J. aus Regina, dessen Linolschnitte den Marienbotenleser gut bekannt sind.



Brot!



Unzählige Briefe kommen zu uns. Leute, deren Namen wir nie gehört haben, die aber irgendwie die Marienbotenadresse gefunden haben, schreiben aus Deutschland und bitten um Brot und um Kleider. Reichsdeutsche, Vertriebene aus Rußland, Polen, Rumänien und Ungarn, die in Deutschlands Flüchtlingslagern leben, alle schreiben sie und bitten.

Jeden Dollar, den wir von unseren Lesern erhalten, verwenden wir, um Pakete an diese Armen zu schicken. Leider ist nicht so viel Geld da, als Bitten kommen. Wir schicken aber doch für jeden eingekommenen Dollar Pakete aus. Wir bevorzugen keinen. Alle diese Armen, die da schreiben, sind uns fremd. Für diese schicken unsere Leser ja auch ihre freundlichen Gaben ein.

Wir danken Euch, Ihr lieben Leute. Euer Herz ist groß. Möge Gott Eure Liebe segnen.

Folgende Gaben erhielten wir:

April-Marienbote	$2,756.79
Michael Volk, Richmound, Sask.	2.00
A. F. Engel, Lemberg, Sask.	3.00
Nick Weisgerber, Schuler, Alta.	3.00
Joseph Kary, Allan, Sask.	10.00
Valentin Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Ein Freund, Masefield, Sask.	51.29
Martin Mann, Viscount, Sask.	5.00
Peter Rieger, Holdfast, Sask.	1.00
Stephan Ehman, Regina, Sask.	5.00
Joseph Weinkauf, Primate, Sask.	5.00
Hermann Klippel, Spalding, Sask.	3.00
Mrs. Hellman, Burstal, Sask.	6.00
M. R., Bluesky, Alta.	5.00
George Rollheiser, Compeer, Sask.	5.00
Wendelin Feist, Reward, Sask.	15.00
Ein Freund, Netekawin, Alta.	20.00
	$2,906.08

Gründer der Passionisten in Italien, der hl. Paul vom Kreuz († 1775). 50 Jahre lang hat er für diese Gnade seine Tränen und Seufzer zum Himmel hinauf gesandt. Es war ein Pater aus seinem Orden, der 1845 John Henry Newman in Oxford in die Kirche aufnahm; die größte und schönste katholische Eroberung in 400 Jahren!

Einige Heilige haben auch in mystischen Schauungen die Heimkehr Englands in den Schoß der Kirche gesehen. So ein gewisser Dominico Savio (†1857). Er ließ durch Sankt Don Bosco dem hl. Vater melden, daß sich jenseits des Kanals ein großer Triumph der hl. Kirche vorbereite.

Einer von Englands eigenen Königen hat auf seinem Sterbebett einen Blick in die ferne Zukunft seines Landes getan. Es war der hl. Eduard der Bekenner († 1066). Er kündigte den Abfall des Insellandes als göttliche Züchtigung an, aber auch seine Wiederbekehrung als Frucht der göttlichen Barmherzigkeit.

Der hl. Malachias, Erzbischof von Irland († 1148), prophezeite seiner Heimat eine 700 jährige schreckliche Religionsverfolgung durch das englische Nachbarvolk. Er erklärte aber auch, daß dasselbe durch irische Vermittlung später zum Glauben seiner Väter zurückgeführt werden würde. — Gerade das scheint sich gegenwärtig dank des Zuzugs vieler Arbeiter und Priester von Irland her zu verwirklichen.

Schließlich hat noch eine selige Schwester unsrer Tage die Bekehrung Britanniens geschaut und beschrieben. Es handelt sich um Schw. Mary Gertrud von Angers. In einer Vision sah sie des Heilands Antlitz ihrem Lande (Frankreich) zugekehrt. Bald aber verdüsterten sich Seine Züge und Er wandte sich völlig nach der andren Seite hin. Dort stieg eine schöne Insel aus dem Meer hervor, ausschauend wie ein einzig großer Liliengarten, in dem weiß gekleidete Mönche an der Arbeit waren. Die Selige glaubte darin die baldige Rückkehr Englands zur Kirche der Väter zu erkennen.

Seit 100 Jahren geht ein unverkennbar starkes Sehnen nach religiöser Einheit durch's englische Volk. Es macht sich in allerlei Bewegungen Luft, die zum Teil stark mit Rom sympathisieren. Möge Gottes Erbarmen den Tag der Umkehr beschleunigen.

Die Himmelbettstatt

von Rudolf Grinz

Daß der Fohren Jos ‚a Rindviech' sei, davon war der Stampfer Jaggl längst felsenfest überzeugt. Seitdem der Jos aber das Stückl mit der Himmelbettstatt angestellt hatte, langte dem Jaggl ein ganzer Stall von Rindviechern für seine Vergleiche nicht mehr.

Der Jos und der Jaggl bewohnten mit einander ein kleines baufälliges Häusl am Waldrand droben. Das war vor Zeiten einmal eine Mühle gewesen, die zu einem größeren Bauernhof gehörte. Die Mühle wurde aufgelassen, und das Häusl, das neben einer rauchgeschwärzten Kuchel nur noch eine Stube und eine Kammer enthielt, vermietete der Bauer für ein paar Gulden im Jahr.

Der Fohren Jos und der Stamfer Jaggl, die von Beruf Holzhauer waren, hausten nun schon seit Jahren in der verfallenen Mühl'.

Sie kochten und wirtschafteten sich selbst. Der Jos war ein Fünfziger, der Jaggl einige Jahre älter. Was sie sich verdienten, das langte gerade so zum Durchkommen, auf ein Kartenspiel am Sonntag, etliche Vierteln Rotwein oder ein paar Stamperl ‚Gigges' (Schnapps). Hinter der Mühl' hatten sie sich ein kleines Erdäpfelackerl und ein G'müasgartel angelegt. Alles sauber mit Holzlatten eingezäumt.

Da kam für den Fohren Jos der große Tag, als er von einer entfernten Basl eine Erbschaft machte. Hundert Gulden waren es. Dem Jos erschien es ungeheuer viel Geld.

Als er die Summe am Bezirksgericht in einem blanken Hunderter ausbezahlt bekam, war ihm so unheimlich wie noch nie in seinem Leben. Den Zettel konnte er nicht haben, weil er soviel leicht zu verlieren war.

Er rannte den ganzen Tag im Dorf herum, bis er den Hunderter glücklich in einzelne Silbergulden umgewechselt hatte. Damit hatte er



Ulmer Muenster

Hoch ragt dieser Turm, von Menschen gebaut. Glaube, Hoffen und Liebe waren seine Baumeister, und Friede und Freude herrschten über Stadt und Land, als er der frommen Beter Grüße hinauftrug zu Gott.

Was Menschengeist gebaut, kann Menschengeist zerstören. Mit jedem Glockenturm aber, der da durch des Menschen Hand in Trümmer fällt, kommt die Not uns näher. Mit ihr sind Verzweiflung und Grausamkeit. Wo alles nicht mehr aufstrebt zum Dreieinigen, da ist die Liebe fort. Wo sie nicht ist, herrscht der Haß, und mit ihm auch — die Bestie Mensch.

alle Taschen voll gesteckt und fuhr mit seinen derben Fäusten immer wieder in den Reichtum hinein. So spürte man wenigstens das Geld und konnte es ordentlich greifen.

Was mit dem vielen Geld anfangen, das war nun allerdings eine schwierige Frage. Der Jaggl meinte, dem Bauern das Häusl abkaufen. Davon wollte aber der Jos nichts wissen. Sei schad' ums Geld für die zerlatterte Hütt'n.

Unter diesen Erwägungen gingen im Laufe einiger Wochen verschiedene Güldelen den Weg alles Irdischen. Der Jos gab es nobel, zog die Spendierhosen an und ließ beim Wirt was draufgehen. Endlich packte den Jos der Geizteufel. Er klemmte die Taschen zu und ließ keinen roten Heller mehr fliegen.

Dafür ergab er sich einem tiefen Nachdenken, was er nun mit dem immer noch ansehnlichen Rest seiner Erbschaft beginnen solle. Schließlich fand er des Rätsels Lösung.

Er hatte eine lange und geheimnisvolle Unterredung mit dem Tischler Ferdl. Mehr als drei Wochen danach ging er fortwährend mit einem pfiffigen, verkniffenen Gesicht herum wie jemand, der eine große Überraschung in Aussicht hat.

Und dann kam die Überraschung. Als der Jaggl einmal schon nach Anbruch der Nacht von der Holzarbeit heimkehrte ,da stand in der Stub'n eine prächtige Himmelbettstatt.

In der Bettstatt aber lag der Jos, vor Vergnügen über das ganze Gesicht grinsend. Der Stamser Jaggl glaubte seinen Augen nicht zu trauen und war so verblüfft, daß er geschwind mit dem Daumen in das Weihbrunnkrügel neben der Türe fuhr und sich dreimal nacheinander hastig bekreuzigte, als ob er den Teufel gesehen hätte.

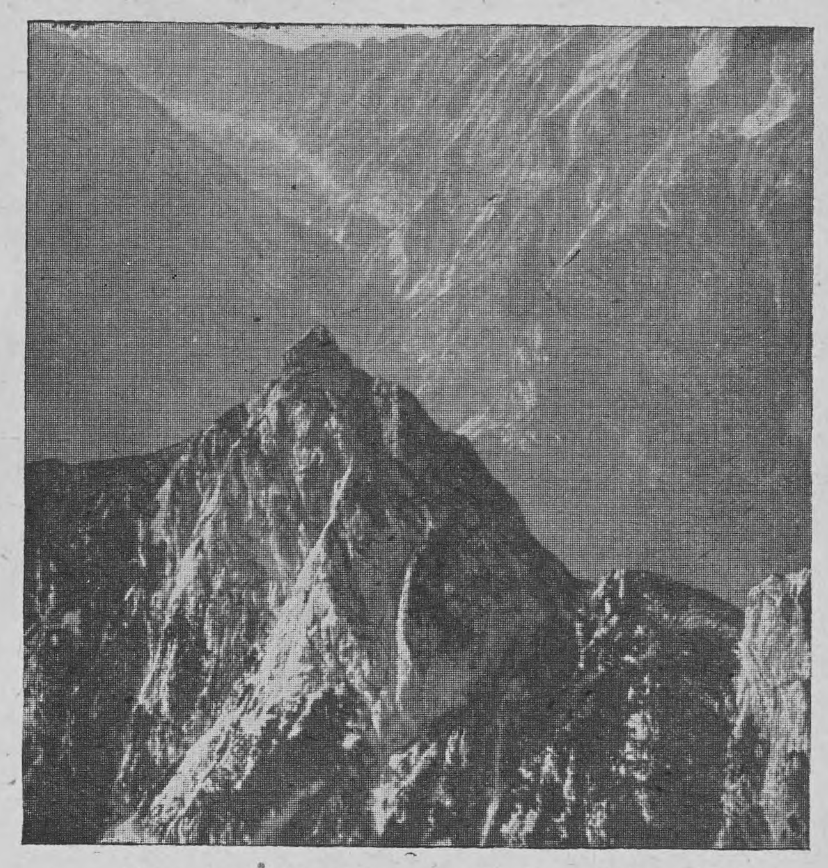
Bald darauf, als der Jaggl den ganzen Sachverhalt erfuhr, ging freilich ein heiliges Kreuzdonnerwetter los. Gerade, daß er die Himmelbettstatt nicht in Trümmer hackte.

Der Fohren Jos war auf den Einfall gekommen, sich für den Rest seiner Erbschaft beim Tischler eine ,nobliche' Himmelbettstatt anzuschaffen. Denn wenn er sich schon den Tag über rackern müsse, so wolle er wenigstens schlafen ,wia a Reichsgraf'. Auf diese Weise habe er was von seiner Erbschaft. So erklärte der Jos.

Die Himmelbettstatt war wirklich ein prächtiges Stück. Aus Zirbelholz. Die Bettladen bunt bemalt mit brennendroten Rosen und himmelblauen Arabesken. An den vier Ecken der Bettstatt vier gedrechselte Säulen, die einen hölzernen Plafond trugen. Und innen am Plafond war der heilige Geist in Gestalt einer Taube gemalt, schneeweiß mit rotem Schnäbelein, mitten in einem gelben Strahlenbüschel. Zwischen den Säulen Vorhänge, für die sich der Fohren Jos beim Kramer den grellsten Kattun ausgesucht hatte, den er fand. Das Bett selbst war weniger ,nobliсht'. Dazu hatte es nicht mehr gelangt, und der Jos übertrug einfach seinen alten Strohsack samt Polster und Überbett in sein neues nächtliches Heim.

Der Stamser Jaggl fand sich schließlich mit der vollendeten Tatsache ab und prophezeite dem Jos, daß er einmal beim Metzger sterben würde — am Gehirnschlag! Den Jos kümmerte das weiter nicht. Er schlief reichsgräflich in seiner Himmelbettstatt. Und das genügte ihm. So konnte er jeden Tag nobel tun, ohne einen Kreuzer weiter dafür ausgeben zu müssen.

Die Geschichte der Himmelbettstatt sprach sich herum. In den ersten Wo-



Höher als Menschentürme ragen die Berge Gottes. Sie stehen fest und es ist dem Menschen nicht gegeben, sie dem Erdenboden gleichzumachen. Sie standen vor Jahrtausenden, als man noch nichts von uns wußte. Sie werden in Jahrtausenden immer noch stehen. Andere Geschlechter werden auf sie schauen und man wird mit Scham sich erzählen, wie unser Zeitalter Meister sein wollte der Höhen und Täler unserer Erde, und wie wir dann die große Not schufen, an der unsere Nachkommen litten.

Die Berge Gottes stehen. Ewiger als sie ist der Herr, der der Menschen Blindheit lacht — und alle Menschen liebt. „Großer Meister, rüttle uns!"

chen kamen öfters Neugierige aus dem Dorf, Mannderleut' und Weiberleut', zu dem Holzhackerhäusl hinauf, um die ‚schiane' Bettstatt zu bewundern. Der Jos schwoll dann ganz vor Stolz, und der Jaggl fluchte über den ‚narrischen Kerl'.

Etwas Merkwürdiges zeitigte jedoch die Himmelbettstatt in der Seele des Fohren Jos. Er bekam auf einmal Heiratsgedanken.

Wie das zusammenhing, darüber wußte er sich selber keine Rechenschaft zu geben. In seiner freien Zeit ging der Jos sich ein wenig umschauen nach einer Gesponsin.

Wer sucht, der findet. Eines schönen Tages glaubte auch der Besitzer der Himmelbettstatt das Richtige für sich entdeckt zu haben.

Da war beim Bauern, von dem sie das Häusl gemietet hatten, eine Kuahdirn, die Gamper Lena. Eine tüchtige Vierzigerin. Vierschrötig und derbknochig, mit einem dunklen Schnurrbartl im Gesicht. Dem Jos gefiel sie aber.

Als die Lena gerade einmal beim Melken allein im Stall war, ergriff der Fohren Jos die Gelegenheit beim Schopf.

„Du, Lena!" meinte er.

„Was denn?" fragte die Dirn und drehte sich auf ihrem Melkstuhl halb nach ihm um.

„Was meinst denn, wenn wir uns z'sammten?" der Jos.

„Was, z'sammten?" die Lena.

„Bist doch nit auf's Hirn g'fallen! Heiraten halt!" platzte der Jos heraus.

Die Lena hob die Milchbutt'n und stand auf.

„Bist b'soffen?" fragte sie ruhig.

„Naa!" erwiderte der Jos. „I bin ganz nüchtern. Mir is's heiliger Ernst! Willst oder willst nit?"

„Bist grad 'koa unebner Mensch nit!" meinte die Lena. „Aber mit dö Mannderleut is oans soviel leicht ang'schmiert! Versprechen oan's Blaue vom Himmel und lassen oan' nachher Kuhdirn.

„I lass' dich nit hocken!" versicherte der Jos.

„Ja, mit'm Maul schon nit!" sagte die Lena mißtrauisch. „Da müaßt' i ganz a andre Sicherheit haben!"

„Geh'n wir morgen zum Verspruch beim Pfarrer!" schlug der Jos vor.

„Dös wär' nit der erste Verspruch,



Botticelli Madonna

der rückgängig g'macht worden is! Nachher hat man zu der Schand' den Spott auch noch!" erwiderte die Kuhdirn.

„Was willst den nachher für a Sicherheit?"

„A Brautpfand müaßt i hab'n, wenn i dir glauben soll!"

„Ja, was soll i dir denn zum Pfand geb'n?"

„Dös woaß i nit!"

Der Jos dachte eine Weile angestrengt nach. Dann ging ihm plötzlich eine ganze Kerzenfabrik in seinem Hirnkastel auf.

„Lena, i hab's!" rief er. „I gib dir mei' Himmelbettstatt zum Pfand, daß mir Ernst is! Die Bettstatt g'hört amerst zum heiligen Ehstand. Kriegst sie halt a paar Wochen früher!"

Die Lena war damit einverstanden und schlug in die dargebotene Rechte des Jos, der gleich darauf als glücklicher Bräutigam den Stall verließ, während die Dirn ihr Melkgeschäft weiter besorgte.

Am nächsten Tag war der Jos mit der Lena beim Pfarrer. Noch vor der Adventzeit wollten sie heiraten.

Vom Pfarrhaus ging der Jos schnurrstracks heim und lieferte seine Himmelbettstatt nach der Mägdekammer beim Hochlahnerbauern, wo sie

für die Lena aufgestellt wurde. Der Jos hingegen bezog im Mühlhäusl wieder seine alte wacklige Bettstatt.

Hart war es ihm doch angekommen, sich von seinem Besitztum zu trennen. Wenn auch nur zeitweilig. In seiner alten Bettstatt paßte es ihm nicht recht. Und was das Unheimlichste war, je mehr Tage vergingen, seit die Gamper Lena die Himmelbettstatt zum Pfand hatte, desto mehr schwanden die Heiratsgedanken des Fohren Jos.

Einige Schuld an dieser Wandlung trug übrigens die Lena auch. Die Dirn hatte schon gleich die Zügel fest in die Hände genommen, als ob sie bereits verheiratet wäre. Wenn sie erfuhr, daß der Jos länger im Wirtshaus gehockt war, dann bekam er am folgenden Tag seine gehörige Strafpredigt. Kurz, das Heiraten erschien dem Jos nicht mehr in so rosigem Schimmer, als da er noch in seiner Himmelbettstatt lag, nach der er nun ein riesiges Heimweh hatte.

Zuletzt stritt er sich mit der Lena und ließ sehr deutlich durchblicken, daß ihm um die ganze Heiraterei nichts d um sei. Gleichzeitig tauchte auch der furchtbare Verdacht in ihm auf, daß es der Dirn mehr um die Bettstatt als um ihn selber zu tun war. Vom Heiraten wollte die Lena nicht los lassen. Und wenn der Jos sein Wort umstehe, meinte sie, dann sei eben das Brautpfand verfallen. Dann gehöre ihr die Himmelbettstatt. Bei dieser Möglichkeit wurde dem Fohren Jos ganz heiß und kalt zugleich.

An einem trüben Novembertag war das Brautpaar in das Pfarrhaus zum Brautexamen geladen. Bei dieser Gelegenheit beschloß der Jos, der Sache ein glimpfliches Ende zu bereiten. Der Pfarrer mußte ihm aus der Klemme helfen. Er hatte sich schon seinen eigenen Plan zurechtgelegt.

Der Hochwürdige Herr Pfarrer Ambrosius Kohlegger, ein dicker, behaglicher Herr in den Sechzigern, hielt dem ehrsamen Brautpaar eine heilsame Belehrung, während deren der Jos unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte. Dann begann er mit dem Brautexamen.

„Wie hießen die ersten Menschen?" fragte er den Jos.



Hans Best Der verlorene Sohn

„Adam und Eva — aber mir reut's!" erwiderte der Jos.

Der Hochwürdige überhörte den Schluß und fragte weiter:

„Und wo wohnten die ersten Menschen?"

„Im Paradies — aber mich reut's sakrisch, Hochwürden!" sagte der Jos, dem der Angstschweiß auf die Stirn trat.

„Was reut dich?" fragte der Pfarrer, aufmerksam geworden.

„'s Heiraten!" würgte der Jos hervor.

„Anschmier'n will er mich, der Hallodri!" rief die Lena empört.

„Ja, Jos, was soll denn das auf einmal heißen?" fragte der Hochwürdige streng.

„Sie hat mei' Bettstatt!" stieß der Jos hervor.

„Was hat sie?" meinte der Pfarrer verblüfft.

„Mei' Himmelbettstatt hat sie!" der Jos.

„Als Brautpfand hab' i die Bettstatt!" bekräftigte die Lena.

„Mit Verlaub, Hochwürden!" nahm sich der Jos einen neuen Anlauf. „Wenn aus der Heirat nix wird, muaß i ihr die Bettstatt lassen?"

Der Hochwürden nahm eine Prise und entschied: „Wenn aus deinem Verschulden nix draus wird, g'hört ihr's Pfand für das gebrochene Eheversprechen."

„Wenn aber sie z'ruckstehk — ?" fuhr der Jos fort.

„I steh' aber nit z'ruck!" rief die Lena.

„Wenn wir auf dö Weis' auseinander geh'n—" der Jos.

„I geh 'nit auseinander!" die Lena.

„Jos, Jos," sagte der hochwürdige Herr Ambrosius verweisend, „du befindest dich allem Anschein nach auf einem merkwürdigen Weg zum heiligen Ehestand!

„Mir scheint auch, i bin am Holzweg," erklärte der Jos. „Alsdann, wegen der Bettstatt kann sie mich verklagen?"

„Gewiß!" erwiderte der Pfarrer.

„Kann sie mir da auch gerichtlich kommen, wenn i als a Verheirateter an Rausch hab'?" erkundigte sich der Jos weiter.

„Das is deine Sach'," sagte der Pfarrer.

„Und darf i nachher meine Räusch' in der Himmelbettstatt ausschlafen?" fragte der Jos.

„Das kann dir niemand wehren," nahm der Hochwürdige neuerdings eine kräftige Prise.

„Untersteh' dich!" kreischte die Lena.

„Und wenn i in der Himmelbettstatt überhaupt niemand schlafen lass' als mich allein — hat da 's Gericht was dreinz'reden?" fragte der Jos, dem die Schneid' immer mehr wuchs.

„Du kannst mit deiner Bettstatt anfangen, was du willst! Du bist der Herr im Haus!" erwiderte der Pfarrer.

„I bin der Herr im Haus!" schlug der Jos triumphierend mit der Faust auf den Tisch. „Guat, i heirat'! Alle Sonntag und Feiertag an Mordsrausch! Unter der Woch'n a paar kleine Räusche! In der Himmelbettstatt schlaf' i allein! I bin der Herr im Haus!"

„I will dir schon den Herrn zeigen!" sprang die Lena auf. Sie wäre handgreiflich geworden, wenn der Pfarrer nicht dazwischengetreten wäre.

„So, jetzt hab' i's satt!" rief der Hochwürdige empört. „Mit solchen Vorsätzen, mein lieber Jos, tritt man nicht in den heiligen Ehestand! Gehe in dich und bessere dich! Für heute aber macht's mir die Tür von draußen zu!"

Der Jos ließ sich das nicht zweimal sagen und war bei der Tür draußen. Die Lena eilte gleich hinter ihm drein. Vor der Tür des Pfarrhauses erwischte sie ihn.

„Räusch' willst liefern?" schrie sie, ganz rot vor Zorn.

„Mordsräusch'!" erklärte der Jos ruhig.

„Und so a bs'offne Mett'n will in der Himmelbettstatt schlafen?"

„Die b'soffne Mett'n schlaft in der Himmelbettstatt!"

„Die Bettstatt g'hört mein!"

„Mein g'hört die Bettstatt! I bin der Herr im Haus!"

„O du Loder, du miserabliger! Du linker Schächer! Du Judasseel', du vertuifelte!"

Ehe sich der Jos versah, hatte er gleichzeitig mit den drei Schmeicheleien drei riesige Watschen im Gesicht, daß nur alles so vor ihm tanzte. Bevor er Zeit fand, sich zu besinnen, war die Gamper Lena auf und davon.

Der Jos rieb sich den schmerzenden Schädel und wußte noch immer noch nicht recht, wie er daran war. Mußte er jetzt die Lena heiraten oder nicht? War er noch mit ihr versprochen oder nicht? Waren die Watschen das Ende seiner Heiraterei oder erst der Anfang?

Der Fohren Jos machte sich vorläufig keine weiteren quälenden Gedanken und ging am nächsten Morgen mit dem Stamser Jaggl hoch in den Berg zur Holzarbeit. Unter Tags fing es an zu schneien und schneite weiter, was es nur vom Himmel brachte. Schon keine Flocken mehr, sondern ganze Leintücher.

Der Jos und der Jaggl waren drei Tage in einer Holzknechthütt'n im Berg droben eingeschneit. Als ihnen der Proviant ausging, bahnten sie sich mühsam den Weg ins Tal.

Durch mächtige Schneewehen mußten sie sich durcharbeiten. Endlich sahen sie das Dorf und ihr Mühlhäusl am Waldrand unter sich liegen.

Das Gartl beim Haus hatte es ganz zugeschneit. Vom Zaun war keine Spur mehr zu entdecken. Und doch ragten vier Dinger wie Zaunpfähle noch aus dem Schnee hervor.

Beide sahen es mit Erstaunen. Der Zaun war doch überall gleich hoch. Als sie näher gelangten, nahmen sich die vermeintlichen Zaunpfähle ganz wunderlich gedrechselt aus.

„Heilige Muatter Anne, was is denn iatz dös?" rieb sich der Fohren Jos ganz verdutzt die Augen. „Unser Gartl muaß rein verhext sein! Wir haben doch unser Lebtag koane drechselten Zaunlatten g'habt!"

Gleich darauf dämmerte ihm eine Erkenntnis. Mit gewaltigen Sätzen sprang er den Waldhang hinunter, bei jedem Schritt im Schnee einbrechend und sich keuchend wieder herausarbeitend. Noch lange bevor ihn der Jaggl nachkommen konnte, hatte der Jos seine Himmelbettstatt erkannt, die im Gartl tief eingeschneit war.

„Juche! Juchui! Holdrioh! Juchuiuiui!" jodelte der Fohren Jos, was er nur aus der Kehle brachte.

„Bist überg'schnappt?" rief ihm der Jaggl nach.

„Juchui! Die Lena hat los lassen!" schrie der Jos aus Leibeskräften gegen den Jaggl hinauf. „Aus der Heiraterei wird nix! Die Bettstatt is wieder da!"

Hundesmüde, wie er war, schaufelte der Jos mit dem Jaggl die Bettstatt aus und trug sie in die Stub'n. Die schönen kattunen Vorhänge waren steif gefroren wie Bretter. Vom Plafond hingen dicke Eiszapfen.

Als im Stubenofen tüchtig eingeheizt war, taute die Bettstatt langsam wieder auf. Es tropfte und rieselte von ihr nur so in kleinen Bächlein über den Stubenboden.

„Da hab 'i wirklich noch Glück g'habt!" sagte der Jos zum Jaggl, indem er grinsend seine Bettstatt betrachtete.

„Weil du halt a Rindvieh bist!" erwiderte der Jaggl trocken.

Mondnacht

Es war, als hätt 'der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie in Blütenschimmer
von ihm nun träumen müßt.
Die Luft ging durch die Felder,
die Aehren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.

J. v. Eichendorff

Wird edlen Müttern auf Erden auch kein Denkmal aus Erz gesetzt, so gewiß aber eines im Himmel, das die Ewigkeit dauert.

Der Sonntag

Von P. Otto Hophan, Stans

Der Tag des Herrn.

Schon in der Geheimen Offenbarung (1, 10) wird der Sonntag „Herrentag", eigentlich „kaiserlicher Tag", „dies Dominica" genannt; die romanischen Völker haben diesen prächtigen Ausdruck in ihre Sprachen übernommen: „domenica" im Italienischen, „dimanche" im Französischen. Der Herr hat in der Tat auf diesen Tag besonders feierlich Seine hohe Hand gelegt und ihn mit strahlendem Glanz erfüllt. Schon der große Papst und Kirchenlehrer Leo wies auf das dreifaltige Licht des Sonntags mit den Worten hin: „Ein Sonntag war es, an dem der Vater das Werk der Schöpfung begann. An einem Sonntag war es, an dem Christus auferstanden, den Tod überwunden und das neue Leben begonnen hat. Und an einem Sonntag endlich kam der verheißene Geist auf die Apostel herab." Der Sonntag ist darum in der Liturgie der Heiligsten Dreifaltigkeit geweiht.

Doch muß der Sonntag auch von uns selber zum Tag des Herrn gemacht werden. Ähnlich wie die alten Völker aus natürlich religiösem Takt die Erstlinge ihrer Herden und Ernten Gott darbrachten, so schenken wir Ihm im Sonntag den Erstling der Woche. Dieser erste Tag soll dem Herrn gehören, nicht uns. Darum lösen wir uns aus dem Joch der Arbeit; wir verzichten auf Geld und Geschäft; wir legen, wie es sich für die Begegnung mit dem Höchsten ziemt, die besten Kleider an. Denn der Sonntag ist feierliche Begegnung des Herrn mit Seinem Volke, der öffentliche Audienztag Gottes, die Weihe der Woche, die Anerkennung und Anbetung der göttlichen Oberhoheit über unsere Zeit. Indem wir Gott diesen einen Tag als Opfer darbringen, entrichten wir Ihm gleichsam einen bescheidenen Zins für das wertvolle Kapital der uns gnädig geliehenen Zeit. Ohne den Tag des Herrn werden alle andern Tage ohne Herrn, brutale Knechttage, massive Werktage, ohne Blick und Sehnsucht zur Höhe. Die Gestaltung des Sonntags zum Tag des Herrn hat darum eine sehr große und sehr ernste Bedeutung für das ganze Verhältnis eines Menschen zu seinem Herrgott. Die Erfahrung zeigt, daß eine dauernde und leichtfertige Vernachlässigung des Sonntags das religiöse Leben mit Sicherheit zum Absterben bringt.

Schon die Urkirche beging diesen Tag mit der Feier der Eucharistie: „Am ersten Tag der Woche waren wir zum Brotbrechen versammelt" (Apg. 20, 7;1. Kor. 16, 2). Diese Feier war das Herz des Sonntags. In Zeiten der Verfolgung kamen die heldenhaften Brüder und Schwestern unseres Glaubens oft unter Lebensgefahr zu diesem Opfer und Mahl des Herrn zusammen. Es war keine Seltenheit, daß ganze Gemeinden während des sonntäglichen Gottesdienstes verhaftet wurden. Der Eifer der ersten Liebe ließ sich davon nicht abschrecken. Denn aus dem tiefen Bedürfnis der christlichen Seele sehnte sich die junge Christenheit nach der eucharistischen Gemeinschaft mit dem Herrn und der mystischen Gemeinschaft mit den Brüdern. Und beides ist und wirkt das Opfer der heiligen Messe; Gemeinschaft mit Christus und in Christus auch Gemeinschaft mit den Brüdern des Glaubens.

Leider ist gar vielen die Wochenweihe am Sonntag nur noch eine „Pflicht", oft genug eine lästige Pflicht geworden. Nur gestoßen vom Gesetze, finden sie sich zur Sonntagsfeier ein. Verdrossen stehen sie die halbe Stunde ab. Ungeduldig harren sie des letzten Geklingels am Altar. Der kürzeste Gottesdienst ist ihnen der liebste. Bitte keine Predigt! Ist das noch der Tag des Herrn? Ist das noch Ehrung des Herrn? Mögen solche dem Buchstaben des Gesetzes mit knapper Not Genüge tun, die „wahren Anbeter des Vaters sind nur jene, die Ihr im Geiste und in der Wahrheit anbeten" (J. 4, 23).

Wir sollten uns darum mit einer nur äußeren Gesetzeserfüllung nicht zufrieden geben. Aus der bloßen „Sonntagspflicht" soll Sonntagsfreude werden, so sehr, daß wir es nicht ertrügen, wenn wir am Tage des Herrn nicht gesegnet würden. Auch sollten wir uns am Sonntag nur im Notfalle mit einer sogenannten „stillen Messe" begnügen; das gewöhnliche sei die Teilnahme an einem feierlichen Pfarrgottesdienste; hier wird der Sonntag erlebt, nicht nur „Pflicht" erfüllt.

Wer den Sonntag wirklich feiert und sich nicht bloß damit zufrieden gibt, ihn nicht zu „übertreten", geht jedesmal als neuer Mensch in die Woche hinaus. Die Sorgen und Sünden der vergangenen Woche hat er auf den Opferaltar abgeladen; er steht wieder in der Schönheit der Gnade Gottes da und tritt den Mühen und Kämpfen der neuen Woche wie David dem Goliath im „Namen des Herrn" entgegen. Was wäre der Sonntag ohne diese Weihe? Ein arbeitsloser Werktag! Erst als „Tag des Herrn" wird er uns zum Sonnentag.

Der Sonnentag.

„Sonnentag" ist zwar der Name, den das Heidentum dem Sonntag gegeben, ähnlich, wie er vom Judentum den Namen „erster Tag", vom Christentum den Titel „Herrentag" empfangen hat. Die heidnische Welt wies mit dem Ausdruck „Sonntag" darauf hin, daß die Sonne das herrschende Gestirn dieses Tages sei, gleich wie der Mond der Regent des Montages, der Mars jener des Mars-(Diens)tages. Als die Heiden die Christen am Tag der Sonne zu ihren religiösen Feiern zusammenkommen sahen, hielten sie diese darum anfänglich für eine Sekte der Sonnenanbeter.

Es versteht sich, daß sich die Christen entschieden gegen diese heidnische Unterschiebung verwahrten. Doch empfanden sie es nach und nach immer deutlicher als eine sinnvolle Fügung, daß der „Tag des Herrn" gerade mit dem „Tag der Sonne" zusammenfiel. Denn wie sehr ist die Sonne Abbild des Herrn! Schon Ambrosius († 397) wies auf das Sinnbildliche des Sonntags hin: „Wenn du die Sonne siehst, denke an den Herrn! Wenn du sie bewunderst, singe ihrem Schöpfer! Wenn schon die Sonne so lieblich strahlt, wie gut muß erst Christus sein, die Sonne der Gerechtigkeit." Und der Kirchenschriftsteller Tertullian († 220) wendet sich gegen die heidnischen Verdächtigungen: „Wir geben uns am Tage der Sonne der Freude hin, und wir beten in der Richtung der aufgehenden Sonne, aber aus ganz andern Gründen als aus der religiösen Verehrung der Sonne."

Dieser Ausspruch des alten Tertullian zeigt zugleich auf den freudigen Charakter des Sonntags. Der Sonntag war den Christen wirklich, was sein Name sagt, ein sonniger Tag. Mit Fleiß wurde alle enge, düstere Frömmigkeit, womit die Pharisäer ihren Sabbat umgeben hatten, vom Sonntag ferngehalten. Der Sonntag sollte ein Freudentag sein, da er ja die Auferstehung des Herrn, die höchste Freude, feiert. In zwei scheinbar unbedeutenden, aber bezeichnenden Einzelheiten brachte die alte Kirche das Freudige des Sonntags zum Ausdruck: am Sonntag kniete man nicht und fastete man nicht. Schon der Kirchenvater Irenäus (Ende des zweiten Jahrhunderts) bezeugt, daß die Christen am Sonntag gemäß apostolischem Brauch nicht kniend, sondern stehend beten, weil uns Christus durch Sein Leiden und Seine Auferstehung das Recht erworben habe, vor Gott aufrecht zu stehen. (Ein Rest dieses sinnvollen Brauches hat sich bis in unsere Zeit bewahrt, indem der Englische Gruß am Sonntag nicht kniend wie an den andern Wochentagen, sondern stehend gebetet wird.) Auch die Befreiung von jedem Fastengebot am Sonntag ist vom heute geltenden kirchlichen Recht anerkannt (C. 1252, 4). Eine Synode zu Orleans im Jahre 538 verwarf es als „jüdischen Aberglauben, daß man am Sonntag nicht reiten, fahren, kochen und Haus und Leib reinigen dürfe". Und noch Papst Gregor der Große (Ende des sechsten Jahrhunderts) tadelt es als sabbatartige Unsitte, das Baden am Sonntag verbieten zu wollen.

Aus alldem wird nun ein drittes, Wichtiges vom Sonntag klar. Er ist nicht ein frommer Käfig, darin sich der christliche Mensch einsperren müßte. Der echt christliche Sonntag will nicht jene puritanische Totenstille, die Sang und Klang und Frohsinn als Sünde abtut. Übersteigert wäre darum das Verlangen, alles „Weltliche" aus dem Sonntag fortzuräumen und ihn nur mit Andachten zu füllen. Wohl ist der Sonntag in erster Hinsicht Tag des Herrn, aber er soll auch Tag des Menschen sein. Gott Selber teilt in menschenfreundlicher Güte Seinen Tag mit uns. Gestalten wir darum die Sonntage nicht nur fromm, sondern auch froh! Nach dem Weihrauchduft in der Kirche soll uns ein wohlschmeckendes Räuchlein auch aus der Küche empfangen, denn es geziemt sich für einen sonnigen Tag, daß er auch mit einem guten Mahl, das fetter als jenes der sechs andern mageren Tage ist, gefeiert wird. Spiel, frohe Unterhaltung und Wanderung sollen die wohltuende Entspannung bringen. Ein großzügiger Seelsorger der neueren Zeit, Dr. Sonnenschein, nimmt die nach der Natur hungernden Menschen unserer Tage mit kräftigen Worten in Schutz: „Wir bejahen den Schrei der Weltstadt zur Sonne und zu Wasser. Die Wüste dieser vertrockneten Mietshäuser speit die Menschen ins Land hinaus. Jagt sie über die grauen Mauern ins Freie, in Gottes Natur, so sagen wir. Gott hat nicht den Asphalt geschaffen, nicht den Zement, nicht das Benzol, das unsere Städte verpestet. Aber die Blumen schuf Er, die Sterne, die Sonne. Niemand hat mehr Recht auf die Natur als der Mensch des Kontors, der Tankstelle, der zwischen Teer und Pappe steht, zwischen Hörer und Hupe."

Hier, in diesem elementaren Hunger des modernen Menschen nach Entspannung und Erholung, liegt allerdings auch die tödliche Gefahr für den Sonntag. Jeder Einsichtige kennt und beklagt die arge Entartung des Sonntags in unserer Zeit. Niederdrückend, trostlos ist der Eindruck, den man vom „Sonntag" vieler Menschen empfängt. Der Sonntag ist ihnen wieder ein wilder, heidnischer Tag, ein lärmender, schmutziger Werktag geworden. Wir werden diese Menschen, die das Christentum abgelegt haben, nicht zum christlichen Sonntag zurückbringen. Wir selber jedoch wollen uns den edlen, heiligen Tag bewahren und vertiefen. Das schlimme Beispiel vieler soll den christlichen Sonntag nicht einreißen oder langsam abbröckeln. Eltern und Erziehern wartet hier eine große und verantwortungsvolle Aufgabe, die gleichviel Klugheit wie Festigkeit verlangt, damit sie einerseits berechtigten Begehren Rechnung tragen und anderseits die christlichen Grundsätze doch nicht preisgeben. Gerade weil uns so sehr daran gelegen ist, daß der Sonntag wirklich Sonnentag werde, stemmen wir uns gegen maßlose und trübe Vergnügen. Wahre Freude ist nicht in der Ausgelassenheit, Sonntagsruhe verträgt sich nicht mit lärmender Lustigkeit, Sonnenschein erstrahlt nicht im Aufflackern toller Leidenschaftlichkeit. Besser als über Unsitten nur zu jammern, ist es jedoch, am Aufbau des christlichen Sonntags mitzuschaffen. Jede schöne Erholung soll darum Verständnis und Erlaubnis finden. Am tiefsten ist der Sontag im Tag des Herrn geborgen. Wo der Sonntag nicht mehr Tag des Herrn ist, ist er auch kein wahrer Sonnentag mehr, denn sein schönstes Leuchten empfängt er vom Urlicht, vom Herrn.

„Denn ewig wird mit allem Spähen
Der Mensch, wie mächtig er sich dünkt,
Im Himmel nichts und nichts auf Erden sehen,
Wenn er nicht in die Knie sinkt."

B. Paoli



Ave Maria

Drei liebende Herzen

Ein Märchen mit tiefer Bedeutung

von Paul Féval

Es war zu der Zeit, als die Sintflut in der Bretagne war, nicht die Sintflut, die Gott über die ganze Menschheit kommen ließ, sondern jene, die er eigens für die Bretonen schickte.

Amel, der Sohn des Rollo, hütete die Herden des Grafen von Sant Vinol. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, nahm er Penhor, die Blonde, zur Frau. Sie stand im achtzehnten Jahre ihres Lebens.

Sie hatten sich beide sehr gern. Sie waren gut und hübsch. Er war groß und stark und fürchtete sich nicht vor Mühe und Arbeit. Er war es ja, der bei der Prozession am Muttergottestag im August die Statue der heiligen Jungfrau trug.

Sie war ganz von Silber, diese Muttergottes von Sankt Vinol; und sie war sehr reich, denn die Leute aus der Umgebung glaubten, daß sie ihre Sünden wieder gutmachen könnten mit dem Flachs, dem Weizen und der Wolle, die sie als Weihegeschenke zu den Füßen Unserer Lieben Frau niederlegten. Sie täuschten sich, man macht seine Sünden nur wieder gut durch die Reue.

Amel und Penhor hatten gar keine Kinder. Wenn Amel draußen auf der Weide war und Penhor allein in ihrer Hütte, dann dachte sie traurig:

Wenn ich jetzt auf meinen Knien ein Kindchen hätte, ein lebendes Abbild von meinem Herzallerliebsten, um wieviel glücklicher wäre ich dann!

Und Amel dachte, während er die Herden des Herrn Grafen hütete:

Wenn Penhor, meine Herzallerliebste, mir ein Kindchen schenkte, ein lebendes Abbild von ihr, wieviel Freude und wieviel Hoffnung für die Zukunft wäre dann in unserer Hütte daheim!

Eines Tages kam Amel ganz sorgenvoll von der Weide nach Haus und sagte:

„Penhor, meine Liebe, weißt du, wir müßten mal einen schönen Schleier weben für die allzeit reine Jungfrau Maria, dann würde sie dir vielleicht ein Engelchen in die Wiege legen."

Glaubt ihr, daß ein Mann jemals zuerst auf einen guten Gedanken käme? O nein, das ist immer die Frau. Penhor holte den Schleier hervor, den sie bereits fertig gewebt hatte ,er war noch weißer als frischgefallener Schnee und durchschimmernd wie Sommernebel. Als die Gottesmutter ihn sah, freute sie sich und nahm ihn an. Amel und Penhor bekamen ein Kindchen, und an seiner Wiege liebten sie sich noch mehr als zuvor.

Schon als das Kind neun Tage alt war, nahm es Penhor, die sich noch recht schwach fühlte, auf ihre Arme und begab sich zum Muttergottesaltar in die Kirche.

„O Maria", so betete sie kniend, „schau, hier ist der kleine Schatz, den du uns anvertraut hast; wir geben ihn dir zurück, o liebe Himmelsmutter! Dir soll er gehören, und er soll heranwachsen zur Ehre deiner unbefleckten Reinheit. Schau ihn dir gut an, du gute Jungfrau; wir haben ihn Rollo genannt, genau wie den Vater seines Vaters. Schau ihn dir gut an, damit du ihn wiederkennst an dem Tage, an dem er deine Hilfe notwendig hat."

Man weiß nicht, warum es so kam, ob wegen der Sünden der Pfarrei von Sankt Vinol oder wegen der Sünden aller Pfarreien, — in einer schwarzen Unglücksnacht schwoll das Wasser dis Flusses an, wie die Milch, wenn sie beim Kochen über den Rand des Gefäßes fließt. Der Wind heulte im Sturm, der Regen goß in Strömen, die Erde erzitterte im Fieber. Die ganze Ebene weihin bedeckte sich mit Wasser, und als der Morgen heraufdämmerte, sah man, daß es nicht der Fluß war, der über seine Ufer getreten war, sondern ganz gewiß das Meer.

Finster flutete es heran, heulend und unheildrohend. Es hatte die Schranken durchbrochen, mit denen Gottes Hand seinen Zorn eingedämmert hatte. Näher flutete es heran; das war jetzt nicht mehr eine See, das war ein Sintflut.

Weil die Kirche von Sankt Vinol auf einer Anhöhe lag, flüchteten sich die überschwemmten dorthin; nur Amel und Penhor blieben an der Türe ihres Hauses stehen, denn dieses lag noch höher als die Kirche. Als das Wasser bis zu ihnen kam, stiegen sie in das oberste Stockwerk mit dem kleinen Rollo. Und als das Wasser ihnen dorthin folgte, da kletterten sie auf das Dach. Aber das Wasser folgte ihnen auch dorthin.

„Mein lieber Amel," sagte Penhor, „wir werden miteinander sterben."

„Nein", antwortete Amel.

„Wie!" rief sie erschreckt, „denkst du denn daran, uns zu verlassen?"

„Nein", entgegnete wiederum der Hirt.

Das Wasser kam. Aufrecht stand Amel auf dem First des Daches, und er sagte seiner Frau: „Nimm unsern kleinen Rollo. Ich werde dir helfen, an mir hinaufzuklettern; dann stellst du deine Füße auf meine Schultern, und du hälst dich gut fest . . ."

Weinend warf sich Penhor an seinen Hals. Niemals!" sagte sie.

„Beeile dich, es geht um das Kind. Wenn du auf mir stehst, dann wirst du einen Augenblick länger am Leben bleiben, vielleicht geht jetzt die Flut zurück. Leb wohl, meine liebe Penhor, wenn ich sterbe und du gerettest wirst, dann ist alles gut . . . Sag ihm, daß er seinen Vater nicht vergißt!"

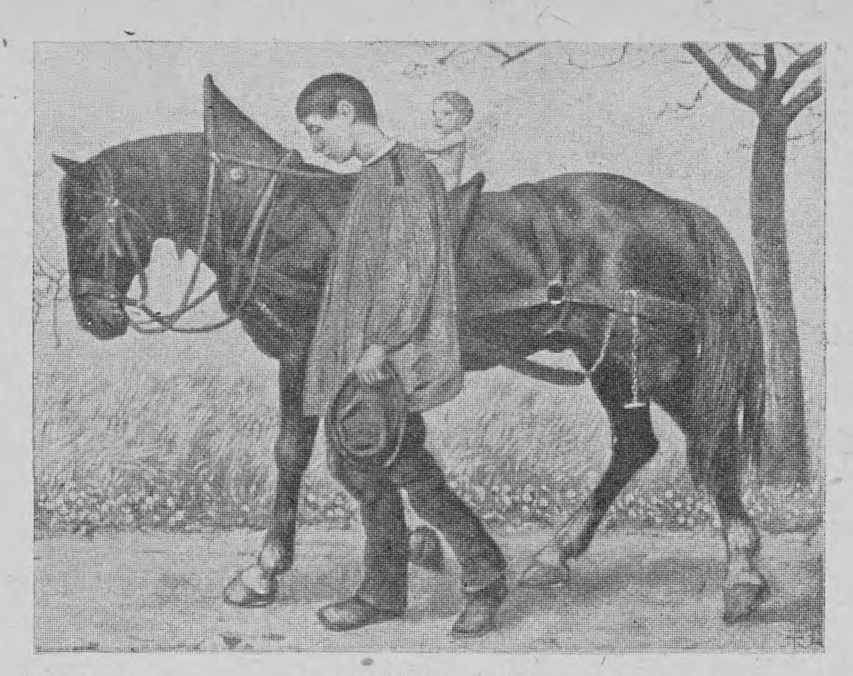
Penhor gehorchte, und sobald sie auf die Schultern ihres Mannes hinaufgestiegen war, stieg das Wasser über das Haupt des Amel. Penhor weinte sich das Herz aus ihren Augen, aber sie hielt das Kind fest. Als das Wasser ihren Gürtel erreicht hatte, drückte sie den kleinen Rollo an ihre Brust, hob ihn empor und sagte ihm: „Klettere an mir hinauf, ich will dir helfen. Du mußt deine Füßchen auf meine Schultern stellen und dich dann gut festhalten."

„O Mutter," jamerte das Kind, „ich will nicht!"

„Beeile dich, ich will es, vielleicht geht die Flut endlich zurück. Wenn du auf mir stehst, dann wirst du einen Augenblick länger am Leben bleiben, und wenn du gerettet wirst, dann ist alles gut . . . Leb wohl, mein Herzlieb, mein Kind, mein Schatz, vergiß deinen Vater und deine Mutter nicht . . !"

Sie sprach nicht mehr, denn das Wasser bedeckte ihren Mund. Über den Wellen war nichts mehr zu sehen als nur der Blondkopf des kleinen Rollo und ein Zipfel seines himmelblauen Kleides, das in den Fluten sich bewegte.

Gerade in diesem Augenblick verließ die Muttergottes von Sankt Vinol die versunkene Kirche durch das höchste Fenster. Sie verließ ihre Nische, die ganz unter Wasser stand, um in den Himmel zurückzukehren. Alle ihre Weihegeschenke nahm sie mit sich. In dem sie ihren Flug zum Himmel hinauf nahm, sah sie den Blondkopf des kleinen Rollo und die Falten seines himmelblauen Kleides. Die Jungfrau hielt an.



Hans Thoma **Frühlingswunder**

„Dieses Kind gehört mir," sagte sie, „ich will es auch mitnehmen. Und wirklich faßte sie es bei seinem weichen Haar. Sie glaubte, das Kind leicht emporheben zu können; aber das Kind war schwer für so einen kleinen Körper, so schwer, daß die heilige Jungfrau gezwungen war, alle ihre Weihegeschenke loszulassen und mit beiden Händen zuzufassen.

Als sie nun alles weggeworfen hatte, den Flachs, die Leinwand und die Blumen, da konnte sie endlich das Kind hochheben. Und da staunte sie auch nicht mehr über das Gewicht, das der Kleine hatte. Penhor, seine Mutter, klammerte sich an ihn mit ihren sterbenden Händen, und mit seinen sterbenden Händen klammerte sich der Vater an die Mutter.

„Oh!" sagte die heilige Jungfrau bewegt und froh beim Anblick dieser Traube von liebenden Menschenherzen: „Gott hat doch etwas ganz Schönes auf dieser Erde geschaffen." Und in eine Falte ihres sternenbesäten Gewandes barg sie den Vater mit der Mutter, die Mutter mit ihrem Kind; drei liebende Herzen, die nur einen einzigen Namen tragen: die Familie.

Was bedeuten die Symbole der vier Evangelisten: Kind, Löwe, Stier und Adler?—Eine volkstümliche Erklärung begründet die Evangelistensymbole folgendermaßen: Mattäus läßt sein Evangelium mit dem Stammbaum Jesu Christi beginnen, darum bildet man ihn mit einem Kinde ab. Markus erwähnt im dritten Vers seines Evangeliums den Rufer in der Wüste — dies ist der Löwe. Lukas berichtet im Anfang seines Evangeliums vom Priesteropferdienst des Zacharius — darum das Opfertier, der Stier. Johannes ersteigt in seinem Evangelium eine solche Höhe, daß man durch das Symbol des Adlers seinen „Höhenflug" andeuten kann.

—Auf dem Lande werden durchschnittlich mehr Knaben geboren als in den Städten.

Der Einsiedel und der Dieb

Ein Kärntner Märchen, bearbeitet
von Joseph Friedrich Perkonig

Als Christus und Petrus auf der Wanderschaft waren, kamen sie auch tief in das Gebirge.

Einmal hörten sie aus dem Tale schon die Abendglocken und nirgends war ein Hof, wo sie um eine Nachtherberge hätten bitten können.

„Herr, ich bin müde!" sagte Petrus.

„Wir werden heute im Moos schlafen müssen," entgegnete Christus.

„Ich habe Hunger und Durst,"

„Iß von den Beeren des Waldes und trink das Wasser der Quelle."

Aber Petrus war mißmutig und sagte: „Mich gelüstet nicht nach Beeren und Wasser."

„Dann müssen wir noch weiter gehen."

Und sie kamen in der Dunkelheit in einen tiefen Graben, aus dem eine dünne Glocke klang.

„Bei dem Vater Klausner sind wir aufgehoben," frohlockte Petrus.

Er klopfte an die Tür der Einsiedelei. Da trat ein uralter Mann mit einem schneeweißen Bart heraus und fragte nach ihrer Begehr.

Christus antwortete ihm: „Gib zwei müden Wanderern Abendbrot und Nachtlager."

„Da müßt ihr schon zum nächsten Haus gehen. Ich bete die ganze Nacht und kann keine Gäste brauchen."

Die Beiden schritten langsam durch die Nacht und sahen nach geraumer Zeit ein Licht glänzen. Sie gingen darauf zu und standen endlich vor einem Fenster. In der Stube schwärzte eben ein Mann sein Gesicht mit Ruß.

„Der hat für uns keine Zeit," sagte Petrus.

„Wir wollen es doch versuchen," meinte der Herr und pochte sanft an das Haustor. Der Mann mit dem berußten Gesicht öffnete; am Arm hielt er schußbereit einen Stutzen.

„Was wollt ihr?" fragte er barsch.

„Gib zwei müden Wanderern Abendbrot und Nachtlager," bat der Herr.

„Kommt herein!" sagte der geschwärzte Mann. Er führte sie in die Stube und brachte ihnen Brot, geräuchertes Wildbret und Schnaps.

„Der ist auf einem sündhaften Gang," flüsterte Petrus, als der Mann wieder einmal aus der Stube trat. Christus schaute sich in dem Raume um und sah nirgends ein Kruzifix, ein Heiligenbild oder einen Weihwassernapf.

„Warum ist dein Herrgottswinkel leer?" fragte der Heiland den Eintretenden.

„Es ist mir einmal elend gegangen, und ich habe mich dem Teufel verschrieben. Jetzt muß es wohl dabei bleiben."

Der Herr, der auf Erden alles sieht, sah auch die zwei heimlichen Tränen, die durch den Ruß rannen, und er wußte gleich, daß er hier einen Frevler angetroffen hatte, in dem die gute Seele noch nicht gestorben war. Sie flatterte wie ein armer, gefangener Vogel im Käfig.

Ehe die beiden in das Heu stiegen, wo sie schlafen sollten, sagte der Herr zu dem Berußten: „Sei bedankt für deine Gastlichkeit!"

Dieser nickte stumm.

Der Herr sprach noch: „Wir werden morgen schon früh weiterwandern, so höre mich denn heute an: Wenn du je den Wunsch haben solltest, dich von dem Bösen zu befreien, so planze diesen Stock in die Erde, bringe mit der Hand Wasser dazu und kniee dabei, bis er Blätter, Blüten und Früchte trägt. Dann wird deine Seele wieder erlöst sein."

Und er gab dem Mann seinen Wanderstab.

Am nächsten Tage gingen sie über das hohe Gebirge.

Es verrann eine unendlich lange Zeit, da geschah es, daß Petrus von dem Herrn wieder einmal auf die Erde geschickt wurde, um nach Heiligen und Sündern zu sehen. Der Weg führte ihn auch in jene Gegend, und er kam an einem Abend zu der kleinen Bergkeusche. Wie groß war seine Verwunderung, als er einen dürren Stock fand, der in der Erde stak und Blätter, duftende Blüten und drei goldene Aepfel trug. Daneben aber kniete ein starrer, alter Mann, dessen Knie mit dem Felsen verwachsen waren.

Petrus sprach: „Gesegnet seist du, Gläubiger!"

Da fiel er in einen Aschenhaufen zusammen und seine Seele flog als silberner Vogel zum Himmel hinauf und in der Luft schwebte tausendfacher Gesang.

Am nächsten Morgen kam Petrus auch zu der Klause. Der Einsiedler mit dem schönen, weißen Bart lebte noch. Er war so hinfällig geworden, daß ihm täglich zwei Engel die Nahrung brachten.

„Wo seid ihr gestern geblieben?" fragte er sie an diesem Morgen.

Sie erwiderten: „Wir mußten alle singen und frohlocken, als die Seele des Keuschlers in den Himmel fuhr."

„Und wenn ich sterbe, wie viele werden da dabei sein?"

„Nur wir zwei," sagten die Engel.

Da wurde der Klausner zornig und schrie: „Dann sollen mich lieber alle Teufel holen!"

Das ließ sich die Hölle nicht zweimal sagen.

Vor den Augen des entsetzten Petrus versank die Einsiedelei in Feuer und Gestank.

Wo Mütter ihrer Kinder Hände betend falten lehren, steht der Allmächtige hinter ihnen.

Wenn Kinder der Familie Sonnenschein genannt werden, so ist die Mutter dem Monde zu vergleichen, der mit seinem mild-traulichen Schein Ruhe und Frieden ins Herz zaubert.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter

I.

Warmer Frühlingsregen fällt vom Himmel. Die Gräslein da draußen vor meinem Fenster gebärden sich fast so toll wie die kleinen Vögelchen, deren Geschrei von jedem Ast und aus jeder Hecke klingt. Ja, fast genau so toll sind die Gräslein. Jedesmal, wenn ich zu ihnen hinausschaue, sind sie länger und grüner und fetter, und keine Ruhe ist in ihnen.

So mußte es damals gewesen sein, am 13. Mai 1917. Dieser Tag war zwar nicht verregnet. Die Geschichte meldet uns, daß es damals sogar sehr schönes Wetter war, voll derselben Frühlingslust, die heute auch hier ist und ungeduldig auf die Sonne wartet, damit alles noch froher werde als es jetzt schon ist.

Drei Kinder, ein Bube und zwei Mädchen, hüteten an jenem 13. Mai 1917 unweit von Fatima, einem Kleinstädtchen Portugals, die Schafe ihrer Eltern.

Von diesen drei Kindern, von der heiligen Gottesmutter, die ihnen erschien, und von vielen anderen Dingen will ich hier erzählen. Wer diese Geschichte nicht glaubt, soll es eben sein lassen. Niemand kann ihn dazu zwingen.

Es steht mir hier überhaupt nicht im Sinn, die Möglichkeit von Himmelserscheinungen zu beweisen. Auch trachte ich garnicht danach, zu überzeugen, daß sich in Fatima wirklich etwas Außergewöhnliches und Überirdisches zugetragen hat. Ich will hier nur erzählen. Was man von Fatima denken soll, muß sich jeder selbst beantworten. Meine Ansicht ist hier gegeben.

Unbekümmert um all' die Dinge, die man mir zuschieben wird, beginne ich denn meine Geschichte, und die ist so zu nehmen: Was von den Erlebnissen der Kinder gesagt wird und von der Frau, die ihnen über dem kleinen Eichbäumchen erschien, stützt sich auf geschichtliche Berichte. Alles andere ist auch nicht nur freies Erzählen. Es ist genau so geschichtlich, wie die Menschheit mit ihren Plagen und Sünden und Lieben und gutem und schlechtem Streben als geschichtliche Tatsache die Jahrhunderte durchwandelt.

Ich erzähle vom Örtchen Fatima und vom Jahre 1917, und meine das unsterblich Menschliche und das ewig Göttliche, das sich sucht und trennt, verflucht und liebt — und niemals voneinander kommt.

Möge Gott mich jetzt leiten, damit ich denke, und nicht träume.

Da waren also am 13. Mai 1917 drei Kinder auf der Weide ,ein Bub und zwei Mädchen. Der Bube hieß Franz. Er stand vier Wochen vor seinem neunten Geburtstag. Mit ihm waren Jacinta, sein siebenjähriges Schwesterchen, und Luzia, das zehnjährige Cousinchen des Franz und der Jacinta. Gut waren sie alle drei, aber noch lange keine Heilige. Sie hatten eben, wie alle Menschenkinder, auch solche Dinge im Kopf, die nicht ganz fromm sind.

Franz wußte genau, daß er Hosen anhatte und keine Röcke, wie die Mädchen. Ein rechter Mann wollte er sein, dem nichts unmöglich ist. Darum sorgte er eifrig dafür, daß die Mädchen immer von seiner Stärke überzeugt blieben und mit Achtung auf seine Tatkraft schauten. Er konnte manchmal sogar sehr wild werden. Im Beten war er aber auch ganz genau so wie alle Männer. Darin war er kein außergewöhnlicher Held, obwohl er jeden Tag den Rosenkranz hersagte.

Jacinta, sein kleines Schwesterchen, war eine ganz Schlaue. Tief im Herzen war sie gut und unverdorben wie Franz. Da saß aber ein kleiner, mit den Himmelsengeln überhaupt garnicht verwandter Kobold in ihrem Auge und schaute lachend zum blauen Fensterchen hinaus. Dieser Kobold hatte der Jacinta wohl beigebracht, wie man den Rosenkranz sehr geschwind beten kann. Und Jacinta hatte es dem Franz und der Luzia gesagt. Jeden Tag beteten die Kinder draußen auf der Weide den Rosenkranz. Sie beteten ihn aber nicht so, wie sie es von Vater und Mutter und in der Kirche gelernt, sondern nach dem Muster der kleinen Jacinta. Und dieses Muster war ganz einfach: Man nahm die dicken Vaterunserperlen des Rosenkranzes und sagte nur „Vater unser", und dann ging man gleich, ohne das Vaterunsergebet zu

beenden, zu den kleinen Marienperlen über und sagte bei jeder Perle nur die Worte „Gegrüßt seist Du, Maria". Auf diese Art und Weise wurde man mit dem Rosenkranz zehn mal so schnell fertig, als wenn man die Gebete ganz hergesagt hätte. Der Rosenkranz war gebetet, und man hatte viel Zeit fürs Spiel auf Gottes grüner Weide.

Luzia war damals auch noch keine heilige Luzia, Sie betete den Jacinta-Rosenkranz eifrig mit und freute sich auch, daß man so schnell damit zuende werden konnte.

Franz, Jacinta und Luzia trugen wirklich noch lange keinen Heiligenschein. Heute war Sonntag. Die Kinder hatten die Kirche besucht und weilten nun seit später Vormittagstunde im Irenental, ungefähr eine Meile vom Städtchen Fatima. Gutes Futter gab es im Irenental, und die Schafe fraßen, daß ihnen die Bäuche standen.

Als die Sonne schon ganz hoch am Himmel war, meinte Franz:

„Ich will essen."

Jacinta und Luzia, die im Schatten eines Ölbaumes saßen, fuhren kreischend zurück, denn der vor ihnen stehende Franz schwang einen langen, dicken Knüppel, den er als Hirtenstab immer mit sich trug, wild um sich herum. Er konnte seinen Arm in der Achsel drehen, daß es nur so eine Freude war. Etwas mußte der Franz übrigens immer drehen oder bewegen, denn es war viel Lebendigkeit in seinen Armen und Beinen.

Mit mächtigem Schwung schleuderte Franz seinen Stab von sich und schaute prüfend hinterher, wie weit er wohl sausen werde. Dann gallopierte er in wilden Sätzen über Gras und Stein, und holte sich seinen Knüppel zurück.

„Ich will essen", sagte er noch einmal, als er wieder beim Ölbaum war. Dann setzte er sich neben die Mädchen und griff nach den Brotschnitten, die Jacinta eben auspacken wollte.

„Wart!", rief die kleine Jacinta und riß das in Papier gewickelte Brot an ihr kleines Bäuchlein. Luzia die auf Franzens anderer Seite saß, stieß den Buben in die Seite und sagte auch: „Wart doch. Laß Jacinta erst nehmen."

Franz aber hatte inzwischen seine Ungeduld wieder vergessen. Neugierig schaute er auf Luzias Brot und fragte:

„Was hast du denn drauf?"

Luzia sah sich ihr Butterbrot an, legte vorsichtig die zusammengeklappten Schnitten auseinander und guckte.

„Käse", sprach sie.

Franz beugte sich über Luzias Schoß und prüfte die Sache genau, mit Augen und mit Nase.

„Wir haben auch Käse", rief Jacinta zwischendrein und zeigte ihre aufgeklappten Schnitten. Dann reichte sie ihrem Bruder eine Doppelstulle und biß kräftig in ihr Brot.

Im selben Augenblick ertönte der Engelsgruß, den die Glocken der Pfarrkirche von Fatima in den schönen Mittag des Maiensonntags hinaussandten.

Luzia ließ ihr Brot fallen, sprang in die Knie und rief sehr wichtig:

„Beten!"

Franz und Jacinta legten ihre Schnitten sofort vor sich hin aufs Gras, erhoben sich in die Knie, und beteten mit Luzia den Engel des Herrn und nachher ein kurzes Tischgebet. Dann aber griffen sie eiligst nach dem Brot. Franz gab sich nicht einmal Zeit, sich ordentlich hinzusetzen. Er blieb auf seinen Knien, senkte aber den Hosenboden bis auf seine Füße hinab, so daß er halb kniete, halb saß.

Die dicken Stullen waren bald verschlungen. Draußen unter Gottes freiem Himmel entwickelt sich der Appetit sehr gut, und Franz, Jacinta und Luzia waren, wie alle Kinder, um die Eßstunde immer hungrig. Am meisten Franz. Jacinta war heute mit dem Essen eher fertig als ihr Bruder. Sie rückte sich ihr weites, schwarzes Kopftuch zurecht und ließ sich dann ins Gras fallen. Kauend schaute Franz auf sein Schwesterchen, und dann auf Luzia.

„Heute bau' ich ein Haus mit drei Fenstern. Da unten sind gute Steine", sprach er, und wies mit dem Fuß einer kleinen, steinigen Ecke des Irenentales zu. Dann schob er seinen letzten Bissen in den jetzt schon übervollen Mund, leckte sich die Finger, und sprang auf.

Auch Luzia war aufgestanden. Sie griff unter ihre weite Schürze und holte aus ihrer Rocktasche einen schwarzperligen Rosenkranz hervor.

Franz griff in seine Hosentasche und wühlte dort furchtbar. Er griff noch tiefer hinein und wühlte noch furchtbarer. Dann entschloß er sich, alles auszupacken, was er dort trug. Anders konnte er nämlich seinen Rosenkranz nicht finden. Ganz brauchte er jedoch seinen Hosensack nicht zu leeren, denn sein Rosenkranz lag schön in der Mitte, zwischen Steinen, Schlender, Glas, einem alten Bleistiftstummel, einem zerknüllten Heiligenbildchen und Schnüren.

Jacinta war bereits auf ihren Knien. Franz und Luzia ließen sich neben sie nieder und begannen laut den Jacinta-Rosenkranz zu beten.

So waren sie es seit Kindheit gewohnt. Einen Tag ohne Rosenkranz hatten sie, so weit sie in ihr kurzes Leben zurückschauen konnten, noch nicht erlebt. Zwar beteten sie zu Hause mit ihren Eltern und in der Kirche mit dem Herrn Pfarrer immer den langen Rosenkranz, wo jedes einzelne Wort des Vaterunser- und Mariengrußes ausgesprochen werden mußte. Es war nach ihrer Auffassung aber doch der Rosenkranz, was sie hier auf der Weide nach dem Jacintamuster beteten. Und daß der Rosenkranz gebetet wurde, war doch die Hauptsache.

Bald waren die Kinder auch heute mit ihrem Mariengebet fertig. Sie bekreuzigten sich schnell und rannten der Felswand zu, die das kleine, ungefähr zwölf Acker weite Irenental abschloß. Dort suchten sie sich alle Steine aus, die sie brauchten, und schleppten sie, die Mädchen in ihren Schürzen, Franz in seinem bis oben gefüllten weiten Schlapphut, dem Ölbaum zu.

Die Schafe grasten friedlich. Hier und da schauten sie mit kauenden Mäulern um sich herum, bewegten in fauler Gelassenheit den Schwanz, blinzelten zur Sonne hinauf, und fraßen weiter.

Franz, Jacinta und Luzia waren ganz in ihrer Beschäftigung verloren. Sie bauten Häuser. Kleine, flache Steine legten sie vorsichtig zu Mauern übereinander. Wo

die Fenster hinkommen sollten, mußte man ganz besonders vorsichtig sein. Dazu brauchte man Steine, die gut ausgesucht sein wollten .

Plötzlich fuhren Franz und Luzia erschrocken auf. Ein Blitz, der viel heller war als all' das Mittagssonnenlicht um sie herum, war aufgezuckt.

Beide Kinder schauten zum Himmel hinauf. So weit sie sehen konnten, war kein Wölkchen zu erblicken.

„Was ist?" fragte die kleine Jacinta verwundert, als sie das Erstaunen ihrer Spielgenossen sah.

„Das gibt einen Donner," meinte Franz.

Dann sprang er auf und schrie:

„Schnell, die Schafe!" Und schon rannte er über die Weide.

Luzia und Jacinta verstanden sofort, was Franz meinte. Jetzt hieß es schnell heim, bevor das Gewitter da war.

Mit viel Geschrei trieben die aufgeregten Kinder ihre Schafe zusammen. Eben hatten sie die Tiere schön beieinander, als es plötzlich wieder ganz eigenartig aufblitzte. Das war kein erschreckender Feuerstrahl, was da aufleuchtete. Es war wie ein Licht, das die Sonne noch viel heller und das Tal noch viel schöner machte als der allerherrlichste Frühlingsmittag.

Franz, Jacinta und Luzia erschraken aber doch vor diesem ungewöhnlichen Leuchten. Aufschreien konnten sie nicht, aber sie wollten fort, so schnell es nur ging. Ihre Herzen klopften zum Zerspringen. Selbst Franz wußte keinen Mut aufzubringen, dieser ungewöhnlichen Sache auf den Grund zu gehen.

Gerade wollten die Kinder den ersten Sprung zum Fortrennen machen, als sie um sich herum eine Wolke hellen, wundersamen Lichtes bemerkten. Von Franz aus, der ein paar Schritte von den zitternden Mädchen entfernt stand, zog sich die Lichtwolke im schmalen Strich bis zu einem kleinen Eichenbäumchen, das unweit der Kinder seine jungen, grünen Blätter in alle Welt hinausstreckte.

Als sie jedoch zum Eichenbäumchen hinüberschauten, erstarrten sie völlig. Über dem Bäumchen, auf einer schwebenden Wolke, stand eine lichte Frauengestalt. Sie trug ein langes, schneeweißes, bis an die Füße reichendes Kleid, über das ein lichtblauer Umhang floß, das Haupt, die Schultern und fast das ganze Kleid der holden Erscheinung bedeckend. Wunderlieb war ihr Gesicht, so jung und so heilig schön, daß der Kinder Augen sich immer weiter öffneten. In ihren weißen Händen hielt die Frauengestalt einen Rosenkranz.

Mit milden Augen schaute sie auf die Kinder.

Dem Franz wurde es ungeheuer. Schön war die Frau, wunderschön, das wußte er. Wie kann sie aber auf einer Wolke stehn? Über dem Eichbaum? Und was ist das für ein Licht, das da von ihr kommt?

Keine Erklärung fand er auf all' diese Fragen, die blitzschnell durch seinen verängstigten Kopf brausten, und seine Bubennatur wußte sich nur das zu sagen, was bei Jungen immer in außergewöhnlichen, erschreckenden Fällen das Allersicherste ist: Jetzt aber fort!

Auch die Mädchen schienen seiner Meinung zu sein.

Bevor die Kinder aber zum Fortlaufen ansetzen konnten, sprach die lichte Frau da über dem Eichbäumchen:

„Fürchtet euch nicht, Kinder. Kommt. Ich will euch etwas sagen."

Beim Klange ihrer Stimme, die so eigenartig lieb und freundlich war, wurde es den Kindern plötzlich anders. Aller Schrecken war wie fortgefahren, und sie fühlten sich hingezogen zu jener wundersamen Frau im Baum.

Langsam nud staunend gingen sie auf die Erscheinung zu. Luzia ging voran, Jacinta ein wenig hinter ihr, und Franz, dem es immer noch etwas ungeheuer ums Herz war, folgte ganz vorsichtig.

Luzia blieb nahe vor dem Eichenbäumchen stehen.

„Wer bist du? Wo kommst du her?" wagte sie nach einer Weile die schöne Frau zu fragen.

Die Frau im Baum lächelte lieblich und sprach:

„Ich komme vom Himmel."

Franz war jetzt auch schon vor dem Eichbäumchen. Er blieb immer noch zwei Schritte hinter den Mädchen stehen. Das Ungewöhnliche, das da geschah, mahnte ihn zur Vorsicht. Zwei Schritte Abstand gibt zwei Schritte Vorsprung, wenn es zum Fortlaufen kommt, dachte er sich.

Verwundert schaute er auf Luzia. Er hörte, wie sie die schöne Frau nach ihrem Namen fragte. Er sah auch, wie die Wunderfrau mit freundlichem Lächeln ihre Lippen bewegte und zu antworten schien. Kein einziges Wort aber konnte er vernehmen.

Luzia mußte jedoch hören, was die schöne Frau ihr sagte, denn sie frug weiter:

„Kommst du wirklich vom Himmel? Komme ich auch in den Himmel?"

„Ja, du kommst auch in den Himmel", war die lächelnde Antwort der lieben Frau.

„Und Jacinta?" fragte Luzia weiter.

„Auch Jacinta kommt in den Himmel."

„Und Franz?

Franzens Herz begann wild zu klopfen. Eine furchtbare Angst überkam ihn. Er konnte zwar nicht hören, was die fremde, schöne Frau zu Luzia sagte, er sah aber, daß sie ein paar Augenblicke lang ihre Lippen nicht bewegte, nichts zu sagen schien, dafür aber ganz ernst ihm in die Augen schaute.

Luzia und Jacinta folgten dem ernsten Blicke der Frau und hörten sie dann sprechen:

„Franz kommt auch in den Himmel. Er wird aber noch viele Rosenkränze beten müssen."

Franz zitterte. Am liebsten hätte er Luzia gleich gefragt, was die fremde Frau da über ihn gesagt hat. Er wagte es aber nicht. Zu viel Angst saß ihm in den Knochen. Nicht einmal ans Fortlaufen konnte er denken. Er stand einfach da, das sonst so wilde Herz voll von Furcht und von eigenartiger Ergriffenheit.

Luzia fragte die schöne Frau noch über andere Kinder aus. Dann aber sagte die Frau:

„Wollt ihr etwas Liebes für den Herrgott tun?"

Luzia und Jacinta riefen gleich ganz laut: „Ja!"

Und die Frau sprach weiter:

„Wollt ihr all' die Leiden auf euch nehmen, die der liebe Gott euch als Buße für die Sünden der Welt zuschicken möchte?"

„Ja, ja", riefen die Mädchen wieder in kindlichem Eifer.

„Ihr werdet viel leiden müssen, Kinder", sprach die schöne Frau. „Betet fleißig den Rosenkranz. Betet ihn aber fromm", gab sie bedeutungsvoll hinzu.

„Kommt hierher an jedem dreizehnten Tag des Monats. Am dreizehnten Oktober werde ich euch sagen, wer ich bin und was ich von euch will", sprach sie weiter. Dann legte sie den Kindern noch einmal das Rosenkranzgebet ans Herz, ermunterte sie, alle Leiden, die da kommen werden, aus Buße für die Sünden der Welt mit Geduld und aus Liebe zum Herrgott zu tragen, breitete ihre Hände aus und verschwand, wie von unsichtbaren Wolken fortgetragen.

Die Kinder schauten noch eine lange Weile zur Krone des Eichbäumchens hinauf. Plötzlich fiel Luzia in die Knie und betete laut das Vaterunser. Franz und Jacinta waren bald neben ihr, und nun beteten sie alle drei, was ihnen gerade in den Kopf kam, das Vaterunser, das Gegrüßet seist du, das Schutzengelgebet, die zehn Gebote Gottes, und auch das „Ehre sei dem Vater". Luzia betete immer vor, und Franz und Jacinta immer nach. Bis Luzia nach dem Rosenkranz griff und mit dem Mariengebet begann. Franz und Jacinta, genau so erfüllt von heiligem Zittern wie Luzia, beteten auch hier mit. Und die Kinder beteten nicht mehr den Jacinta-Rosenkranz. Ganz von selbst kam es ihnen in die kleinen Herzen, daß man jetzt wirklich heilig beten müsse und daß der Jacinta Rosenkranz gewiß nicht ganz heilig war.

Nach dem letzten Mariengruß sagte Franz schüchtern:

„Das war keine Frau."

Die Mädchen blieben still. Immer noch schauten sie auf den Eichbaum. Die schöne Frau könnte womöglich noch einmal kommen. Sie war so lieb und so herrlich anzuschauen. Die Mädchen meinten fast, sie müsse ein zweites Mal erscheinen.

Sie kam aber nicht mehr.

„Die ist kein richtiger Mensch", meinte Franz da noch einmal.

„Sie hat gesagt, sie ist vom Himmel", gab Luzia zurück, ohne ihren Blick dem Eichbäumchen fortzuwenden.

„Sie hat garnicht auf der Erde gestanden. Vielleicht ist das ein Engel gewesen?", spekulierte Franz vorsichtig.

„Das war die heilige Maria", sagte Luzia. „Sie hat einen Rosenkranz gehabt und keine Flügel."

Jacintas staunenden Augen öffneten sich noch weiter.

„War das die heilige Maria, Luzia?" fragte sie, und ihr kindlicher Glaube war bereits überzeugt. Sie brauchte Luzias Antwort nicht mehr. Es stand in ihrem kleinen Köpflein fest: Das war Unsere Liebe Frau.

Franz war inzwischen aufgestanden.

„Ich komm hier jeden Tag her. Ich komm hier nächsten Monat her. Ich bleib hier die ganze Nacht!", rief er eifrig.

„Wir gehen lieber heim," sprach Luzia leise, „die heilige Maria hat gesagt, daß wir jeden Monat, am dreizehnten, hier sein sollen, weil sie mit uns sprechen will."

„Wenn es aber regnet?", meinte Jacinta vorsichtig.

„Wenn die heilige Maria kommt, dann regnets nicht! Ich will ganz naß werden! Ich will auch herkommen, wenn es donnert!", rief Franz voll Eifer. Sein Mut war ihm zurückgekommen und er fühlte sich ganz wie ein Mann, der für eine schöne Frau begeistert in den Tod zu ziehen bereit ist — oder vielleicht so wie die großen Gotteshelden, von denen St. Paulus sprach, daß weder Trübsal noch Tod sie von der Liebe Gottes trennen könne. Jedenfalls war es etwas ganz Großes, das da in Franzens Brust so feurig und so schön erwachte. Er kam sich wie ein heiliger Ritter vor, von denen er gehört, daß sie nach Jerusalem gezogen, um für die Sache Gottes zu streiten.

„Ich komme auch her", eiferte Jacinta ihrem tapferen Bruder nach.

„Wir kommen alle", meinte Luzia.

„Und Vater und Mutter müssen auch herkommen", sagte Jacinta, deren Gesicht immer glühender wurde.

„Ja, aber wird der Vater auch glauben, daß die heilige Maria hier war? Sie ist ja nicht mehr da. Wir können sie dem Vater nicht zeigen, und der Mutter auch nicht", sagte Franz da nach einigem Nachdenken.

Das war wahr. Luzia verstand sofort, was Franz damit sagen wollte. Sie krauste ihre junge Stirne zusammen und dachte nach.

„Franz", sagte sie dann, „wir warten bis nächsten Monat. Wenn die heilige Maria wiederkommt, werden wir es zu Hause erzählen. Wenn sie nicht wiederkommt, werden wir nichts sagen. Dann wird niemand sagen können, wir hätten gelogen."

Jacinta hörte der Luzia zu, konnte aber nicht begreifen, warum sie diesesmal noch nichts zu Hause erwähnen sollte. Franz aber brauchte nicht lange zu überlegen.

„Das ist gut so. Wir werden nächsten Monat von der Muttergottes erzählen."

„Jacinta", wandte er sich an sein Schwesterchen, „daß du ja nichts zu Hause sagst. Du weißt, wenn der Vater denkt, wir lügen, dann haut er."

„Ich sag' nichts", gab Jacinta kleinlaut und halbüberzeugt zurück.

Lange noch sprachen die Kinder über das große Ereignis. Die Gottesmutter hatte ihnen gesagt, alles zu leiden, was da Schlimmes kommen könne. Sie hatte auch davon geredet, daß man Buße für die Sünden der Welt tun müsse. Luzia und Franz sprachen eifrig darüber, was damit gemeint sei und wie man diese Buße wohl leisten könne. Jacinta horchte ordentlich zu und machte sich tausend große Vorsätze.

Als es dem Abend zuging, entschlossen sich die Kinder, die Schafe nach Hause zu treiben.

Franz war auf einmal zum guten Hirten und zum Kavalier geworden. Er sagte den Mädchen, ruhig am Platz zu bleiben, er werde die Schafe schon allein holen. Und dann ging er und trieb die Tiere ganz ohne Geschrei und Geprügel zusammen, was wirklich noch nie zuvor geschehen.

Ruhig und ernst, fast wie in einer neuen Würde, schritt er neben Luzia hinter den Schafen her, dem Städtchen zu. Jacinta trippelte tapfer mit und hielt noch

tapferer ihr Mäulchen, das gerne noch viel mehr von der heiligen Maria gesprochen hätte. Franz und Luzia hatten ihr aber gesagt, kein Sterbenswörtchen darüber zu erwähnen, wenn sie einmal auf dem Wege sind. Es könnte jemand im Gebüsch sitzen, gleich neben dem Wegrand, und sie sprechen hören. Wenn einer es hört, dann weiß es gleich die ganze Stadt. Und das durfte nicht geschehen. bis die heilige Maria zum zweiten Male käme.

Auf der ersten Straße des Städtchens trennten Franz und Jacinta sich von Luzia. Luzia trieb ihre Schafe in den Hof ihres Elternhauses, während Franz und Jacinta es noch etwas weiter hatten.

Zu Hause angekommen brachte Franz seine Tiere in einen kleinen Verschlag, der hinter dem Stalle lag.

Jacinta aber sprang gleich ins Haus und schaute nach der Mutter. Frau Marto, Jacintas Mutter, war in der Küche. Sie arbeitete am Kochofen. Auch der Vater war da. Er stand tief über einem Eimer gebeugt und wusch sich mit lautem Prusten das Gesicht.

Frau Marto schaute auf ihr Jüngstes, auf die kleine Jacinta.

Die aber stellte sich neben die Mutter und schaute ihr groß und fragend in die Augen.

„Na, was ist?" fragte Frau Marto ihr Kleinstes.

Jacinta sprach jedoch kein Wort. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie die Mutter ununterbrochen an.

„Gut, gut, du bist ein braves Kind", sprach die Mutter lächelnd. „Geh' und wasch dich. Wir werden gleich essen."

Jetzt kam auch Franz zur Tür herein. Als er Jacinta neben der Mutter stehen sah, wurde ihm die Sache verdächtig. Finster fragend schaute er sein Schwesterchen an. Jacinta aber schüttelte eifrig und verneinend den Kopf.

Franz verstand. Sie hatte also nichts gesagt. Gut.

Die Mutter aber verwunderte sich: „Was ist denn los? Was habt ihr zwei?"

„O nichts", meinte Franz gleichgültig, und Jacinta hob wieder ihren fragenden Blick der Mutter zu: „Nichts Mutter, wirklich nichts."

Frau Marto schüttelte den Kopf. Da schien etwas nicht zu stimmen. Sie kannte ihre Kinder. Vorläufig wollte sie aber nicht weiter forschen. Darum bestimmte sie mit fester Stimme, ans Waschen zu gehen und sich dann an den Tisch zu setzen.

Nach dem Abendessen ging Franz auf den Hof. Beiden, Vater und Mutter, war viel Ungewöhnliches an ihm aufgefallen. Er sprach fast nichts, zankte überhaupt nicht, sprach kein prahlendes Wort, und war außerordentlich artig. Vater Marto war schon ganz verdächtig. „Was der nun wieder ausgefressen hat?" dachte er sich.

Mutter Marto aber wunderte sich meistens über Jacinta. Immer wieder schaute das Kind die Mutter an, als wenn es etwas ganz Großes zu fragen hätte.

Nach dem Essen ging Frau Marto ans Geschirrwaschen.

Wieder stand Jacinta neben ihr. Kein Wort sprach das Kind. Es spielte mit der Mutter Schüze.

Mutter Marto nahm sich nun aber fest vor, das Kind auszufragen. Und sie tat es, nachdem sie ihre Arbeit beendigt hatte. Sie hob das Mädchen zu sich auf den Schoß und begann ihm lieb zuzusprechen.

„Ich kann nichts sagen, Mutter, der Franz und die Luzia haben gesagt, ich darf nichts sagen, bis sie nächsten Monat wiederkommt."

„Bis wer wiederkommt?" fragte die Mutter.

„Die heilige Maria.", gab das Kind zurück.

„Die heilige Maria?", fragte die Mutter erstaunt. „Kind, was ist denn los mit dir."

„Ja, Mutter", wurde Jacinta plötzlich ganz eifrig, „wir haben die heilige Maria gesehen, und sie hat zu uns gesprochen. Ganz schön war sie nud viel helles Licht hat es geblitzt. Nächsten Monat wird sie wiederkommen."

Frau Marto stellte das Kind auf den Boden und schaute ihm ernst in die Augen.

„Jacinta", sagte sie, „von der heiligen Maria darf man nicht so sprechen. Die zeigt sich nicht solchen Kindern, die manchmal unartig sind wie du."

Mutter Marto hatte, wie alle frommen Leute, großen Respekt vor allem, das heilig war. Daß die große Gottesmutter ihren Kindern erschienen ist, war einfach unmöglich. Sie kannte ihre Buben und Mädchen. Die waren ganz gewiß nicht heilig genug, solch eine Gnade erleben zu dürfen. Überhaupt konnte kein Mensch die Gottesmutter oder einen Engel auf Erden sehen. So etwas wurde nur den Heiligen zuteil. Heilige gab es aber heuer wahrhaftig nicht.

Frau Marto fragte Jacinta noch dies und jenes, dann aber wurde sie ungeduldig. Sie rief Franz ins Haus und sprach:

„Jetzt komm mir du nur nicht mit der heiligen Maria. Wascht euch, betet, und marsch ins Bett."

Die Kinder folgten. Franz warf seiner Schwester strafende Blicke zu, Jacinta aber kümmerte sich herzwenig darum. Jetzt, nachdem sie ihr großes Geheimnis losgeworden war, und zwar an jenen Menschen, dem sie am allerliebsten traute, an die Mutter, war es ihr wohl zu Mute.

„Komm nur mit, wenn die heilige Maria wieder kommt, Mutter. Du wirst schon sehen, daß ich nicht gelogen hab.", schwätzte sie eifrig während des Waschens, „sie ist so schön, Mutter, und sie hat gesagt, wir sollen jeden Tag den Rosenkranz beten."

„Marsch ins Bett", unterbrach Mutter Marto die Kleine.

Jacinta ging. Den Franz hielt sich die Mutter aber noch etwas zurück. Sie rief den Vater ins Haus, und lange noch hörte man, erst Franz, Mutter und Vater, und dann, nachdem auch Franz im Bett war, Mutter und Vater allein reden.

Am nächsten Tage gab es viel Hallo im Städtchen. Jacinta, die einmal gesprochen, konnte ihr Schnäbelchen nicht mehr halten. Sie erzählte den Kindern und den Leuten, was sie gestern gesehen und auch der Mutter gesagt.

Auf Kindergeschwätz hört man gewöhnlich nicht viel. Dieses Mal aber war es wie verhext. Bis zum Nachmittag wußte bereits jeder im Städtchen, was nach Angabe der Kinder im Irenentale geschehen sein sollte.

Die Leute lachten. Einige meinten ernst: „Mit heiligen Sachen soll man nicht herumspielen. Die Gottes-

mutter zeigt sich nicht solchen Kindern, wie die Martos Racker und Luzia es sind."

Am Nachmittag kam Frau Santo, Luzias Mutter erregt zur Frau Marto, ihrer Schwägerin.

„Was machen wir nur mit den Kindern? Die ganze Stadt spricht über uns. Ich habe Luzia ausgefragt, der Vater ist sehr bös mit ihr geworden, sie behauptet aber fest und steif, sie habe die Gottesmutter gesehen," jammerte sie.

„Ich weiß nicht", meinte Frau Marto, „vielleicht sollten wir mit den Kindern ins Pfarrhaus gehen? Der Pfarrer soll sie ausfragen und uns dann Rat geben."

Während die Frauen ihr neues Leid besprachen, schlenderte Franz, seine Hände tief in den Hosentaschen vergraben, die Straße entlang. Eben wollte er an Luzias Haus vorbeigehen, als ihn sein Onkel, Antonius Santos, Luzias Vater, mit lauter Stimme zu sich rief.

Franz ging unbefangen seinem Onkel entgegen. Der aber ergriff ihn, zog ihn in seinen Hof, schloß das Tor, und legte ihn über sein Knie.

„Ich werd dir die heilige Maria geben, du Gauner, so wahr ich dein Onkel bin. So ein Schande", rief er empört und ließ seine Hand in sausender Geschwindheit und mit starker Kraft auf Franzens Hosenboden landen.

Der gepeinigte Franz brüllte auf.

Da kamen ihm aber plötzlich die Worte der schönen Frau in den Sinn, die er gestern gehört: „Ihr werdet viel leiden müssen. Ertragt es zur Ehre Gottes und als Buße für die Sünder der Welt."

Gewaltig biß Franz die Zähne aufeinander. Ja, jetzt war er mitten drin im Leiden. Gestern hatte er sich zwar die Sache anders vorgestellt. Er dachte an ein stolzes Dulden, wie ein Reiter, der in wilder Schlacht für die schöne Frau im Baum wüst zerschlagen worden, und nun als Sieger und großer Held in stiller Kammer lag. So etwas Gemeines, wie vom Onkel verprügelt werden, hatte er überhaupt nicht im Kopf. Das waren doch keine schöne, das waren dreckige Leiden, viel zu gewöhnlich und eine zu große Schande, um heilig genannt werden zu können.

„Aber", kam es dem gemarterten Franz in blitzesschneller Erleuchtung ein, „vielleicht gefällt es der schönen Frau, wenn ich jetzt still halte und nicht zornig werde."

Und er entschloß sich, stillzuhalten. Er biß nicht, er kratzte nicht, schlug auch nicht mit den Füßen aus. Tüchtig mußte er die Lippen zusammenpressen, denn das Aufbrüllen, die Rachewut, und viele schlechte Namen auf den Onkel plagten ihn sehr.

So hat wohl selten ein Martyrer Gottes seinen Ehrenweg der Leiden begonnen. Franz selbst wußte noch nicht, was ja oft auch die Alten nicht wissen, daß das Große gewöhnlich dort beginnt, wo wir es garnicht erwarten und auch garnicht wollen. Er nahm die Schläge einfach hin, weil er nicht zornig werden wollte. Und das war eine große Weisheit.

Onkel Antonio klopfte und hieb inzwischen fest weiter, bis er meinte, daß es nun genug sei. Dann hielt er dem Franz noch eine lange, böse Dinge versprechende Strafpredigt und schob ihn zum Tor hinaus auf die Straße.

Knallrot im Gesicht suchte Franz sich aus dem Staube zu machen. Gelitten hatte er wohl mutig. Die Schande jedoch, an den neugierigen Kindern vorbei zu müssen, die durch sein Anfangsgeschrei herbeigelockt waren, schien ihm aber zu viel. Darum setzte er sich in scharfen Trab und suchte zu entkommen.

Die Kinder rannten ihm aber nach und ärgerten ihn furchtbar. Franz lief darum noch schneller. Es half nichts. Ein ganzer Schwarm spottender Kinder war hinter ihm her, und die Namen, die sie ihm zuriefen, konnte er einfach nicht länger ertragen. Seine Wut begann zu kochen. Als nun noch ein Bube neben ihn sprang und ihm das Bein zu stellen suchte, war der Kämpfer im Franz nicht mehr halten. Grimmig holte er mit der Faust aus und versetzte seinem Peiniger einen Schlag ins Gesicht, daß der Junge auf den Boden fiel. Dann griff er mit beiden Händen nach dem erstbesten seiner Verfolger und prügelte ihn gnadenlos. Es war dem Franz ein wahres Wohlgefühl, sich so zu entladen. Alles, was Onkel Antonio ihm vor ein paar Minuten eingehauen, schlug er jetzt wieder mächtig aus sich heraus.

Die anderen Kinder waren sprachlos stehen geblieben. Franzens wilder Mut machte sie feig, und ängstlich wichen sie zurück. Franz schlug kräftig weiter, bis er sich von einer festen Hand ergriffen fühlte. Zu gleicher Zeit sausten ihm ein paar klatschende Schläge um die Ohren und eine bös-rauhe Stimme rief:

„So, gestern die heilige Maria gesehen, und heute Schlägerei?"

Franz erkannte erst, nachdem er wieder frei war, wer ihn geschlagen. Es war der starke Maurer, der gleich neben seinem Vaterhause wohnte.

Franz lief, was die Beine hielten. Er rannte um die nächste Straßenecke, verschwand hinter einem schmutzige Stall, ließ sich dort nieder, und begann laut drauflos zuheulen.

Das war wirklich ein schwerer Tag. Es war noch lange nicht Abend. Was wird noch kommen?

„Hast Haue bekommen, Bub?" hörte Franz auf einmal jemand fragen. Mit dunklen Blicken schaute er hin und sah den verlumpten Jose, den allbekannten Landvagabunden, neben sich auf der Erde sitzen.

„Bub, mach's gut. So sind wir halt alle. Erst sind wir so fromm, daß wir denken, der liebe Gott stehe vor uns, und eine Stunde später sind wir wieder wie die Teufel. Ich bin früher auch vielmals zur Beichte gewesen und hab' mich wohl gefühlt wie der heilige Antonius. Vom Heiligen bin ich aber immer wieder hingegangen und hab' mich besoffen. Wir sind halt nur oben gut, und den innersten Teufel treiben wir nicht aus. Geh jetzt heim, Franz. Und wenn du die heilige Maria wieder siehst, sag ihr, ich laß' sie grüßen und sie soll sich meiner erbarmen. Treib aber den innersten Teufel aus, Franz, und schlag dich nicht mehr rum. Das ist eine Sünde, weißt du, und wer Sünde tut, darf die heilige Maria nicht sehen."

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

RELIGIOUS IMMATURITY

"over-emotionalism . . . corruption of true piety"

(Reprinted from Today in The Catholic Mind, February)

We once thought the religious immaturity so widespread in America could be traced to the fact that many adult Catholics unfortunately received only a very limited training in religion. This training in many cases extended only to the eighth grade.

Lately, however, we have become convinced that the problem of religious immaturity is by no means limited to those whose religious education was thus terminated. We have run into more examples among senior high school and college students of basically immature religious concepts manifesting themselves in mawkishly sentimental interpretations of the part religion should play in our lives. This over-emotionalism, this corruption of true piety, can be traced back, we think, to many pietistic practices and attitudes.

Offhand, we can think of a few glaring examples which seem to us obvious manifestations of the mentality.

They can be roughly divided into four catagories: art, music, so-called "pious" practices and literature.

Although herculean efforts are being made by such organizations as the Catholic Art Association and the Liturgical Art Society, as well as art departments in various schools, the standard of contemporary Catholic artistic efforts is frighteningly low. The tradition of the vapid-faced Madonna and the magazine illustrator's Child Jesus persists. There is no need to go into the gruesome details of this traversity on religious art.

The depiction of the Child Jesus, ringlets and rompers, peering out through the bars of His tabernacle-prison is all too familiar to American Catholics. There presentations of Our Lady such as the widely distributed Madonna of the Cherry Blossoms or the vulgar portrayal of Mary found in the pictures which were sent around the world as "The Soldier's Pin Up Girl" have been wept over by better Catholic writers than we. The idea of applying to the Queen of Heaven a term which was devised to describe the leggy, half-nude representations of Hollywood stars is one that should repel the Catholic mind.

Looking over school annuals, we found that many students are seemingly unaware that there is anything unbecoming in religious art of this kind. The efforts of students too often seem to be modeled after this kind of execrable distortion of religious truth. It speaks very poorly for the art departments of their schools and

Vol. XV May 1947 No. 8

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

suggests that some students are completely unacquainted with the healthy, vigorous, truly reverent, always strong tradition of Christian art.

Another marked deviation from the best in Catholic tradition shows up in our contemporary religious music. Contrary to the specific directions of Pope Pius X as found in his 'Motu Proprio,' our music is still too often characterized by saccharine insipidity.

Too many students have been nourished on a diet of 'Good Night, Sweet Jesus' (often at high noon) and 'Like a Strong and Raging Fire' (to the tune of the post-Civil-War hit-parade number The Vacant Chair) for them to make the transition to more mature prayer with any ease.

We have become so drugged by the habitual crooning of slushy "hymns" like this that we no longer grasp their meaning. If we did, certainly the infantilism of the words and the complete lack of religious inspiration, the sickly sterility of the music, would not go unchallenged.

"PIOUS" PRACTICES

The "Pious" practices to which students are too often exposed are in the same spirit of religious puerility that characterizes too much of our art and music. The coy approach employed in these practices is as unlike the humble simplicity of the New Testament as it is possible to imagine. No one could hope to improve upon the method of Our Lord's teaching. He taught stupendous doctrines to ignorant, uneducated peasants, simply and graphically without resorting to coyness. It is the same spirit of dignity and simplicity that the Church today carries on Her mission.

As we see it, such vulgarisms, for instance, as making layettes for the Child Jesus by means of numbered aspirations and modestly computed good works have nothing in common with this spirit. The striking contrast between sentimentalities of this sort and the dignity and warmth of Catholic worship should be obvious to the most insensitive.

LITERATURE

The corruption of piety is perhaps more easily demonstrated in literature than in any other field. For every solidly Catholic short story or novel, there are ten pietic tales which embody the same materialistic outlook that can be found in the secular magazines with a sugarcoating of religious sentimentalism added to give them the name Catholic.

The incredibly goody-goody girl who inevitably gets her rich young man (with the help of Hail Marys and a "my son" — "my daughter," fuddy-duddy pastor) is frequently met in magazines and books. This type of story not only distorts the complexity of human personality, reduces the priesthood to the level of a platitudinous Lionel Barrymore and diminishes prayer to the dimensions of a medicine man's formula, but subtly suggests a way of life that is far from the Christian ideal.

Life betrays this notion constantly. The young girl does not always get her good young man, and the real miracle of prayer and grace involved takes place unseen, as she tries to conform her will to God's plan, despite her disappointment.

It is in offering sacrifice, baptizing the Christian, shriving the sinner, witnessing for the Church the marriage of Her children, and annointing the dying; it is in these and no other priestly duties that the true dignity of the priest is seen—not in clumsy clerical depictions of Scattergood Baines.

These stories are omnipresent in Catholic libraries. Equally evident are the lush effusions in verse which clutter up the poetry columns: verse which gauchely expresses religious feeling never felt, religious emotion never experienced; verse which depends more on vocabulary than sincerity for effect.

THE DANGERS

The dangers of the sentimentalized, over-emotionalized view of a Catholicism, largely divorced from reason, are subtle and not always easily discerned Religion that is only an emotional affair is easy prey to the stronger emotion.

We have all known too many sweetly pious young girls with no mature grasp of Catholicism who, in the face of love, threw over their religion when the choice became clearly Catholicism or the man they loved. More than one has been heard to justify her action by saying that she can "feel" that what she is doing is right. It is evident that "feeling" has ruled even her religious life, rather than reason.

Religion based on sentimentalism is religion in a compartment. It is religion detached, disintegrated, separated from life. It is a symptom of that departmentalization of living which recent Popes have condemned under the name "secularism." It is the only kind of religion that can justify Sunday Christianity and weekday materialism.

It is not surprising to find examples of this kind of sentimental, childish religious emotionalism among young people who are nourished on sloppy religious art, syrupy music, ridiculous "pieties," sugary fiction and counterfeit religious verse.

At this time there is probably nothing much that can be done to counteract the lack of mature Catholicism among people who were denied complete Catholic education. However, the development of a strong, well-grounded Catholic outlook is a challenge that confronts Catholic education at every level.

Only by meeting that challenge and developing mature Catholic concepts of the world and our place in it, it seems to us, can we exemplify the fulness and the richness of Catholicism to be a sign for the nation nd for the world. The world is too sick today to be cured by less nourishing food.



The Professor Approves

By Mary Virginia Shea

She sat at the piano staring moodily into space, her fingers gliding smoothly up and down the keys. Her hair hung loosely on her shoulders, slipping forward against her cheek when she bent her head. The full sleeves of her soft gown fell back, exposing her dainty wrists, and one tiny foot could be seen gently working the pedals. Suddenly she brought both hands down hard on the keys in a sharp discord, then let them fall wearily into her lap.

"Ah, Professor, the music won't come right." She spoke in some undefinable accent. "My heart, it is too torn to let my fingers play the notes. Professor, you are so much wiser than I. Can't you tell me what to do? Ah, Professor! Don't yawn in my face when I tell you how I am suffering! That's better. Look at me now, and listen to what I say. Profesor, there are these two young men. Both very nice young men. Well, one of them—"

The sudden slam of a door interrupted her. She dashed through the dining room and kitchen, and up the back stairs; turned into a large bed-room, unfastening the long gown as she went.

The abandoned Professor stood up, stretched to his full height, yawned, and jumping down from the piano on which he had been curled, ambled out to the hall, meowing plaintively as he went. In the hall an attractive middle-aged woman was putting away her hat and coat, and he rubbed against her legs, purring loudly.

"Well, Professor, you're glad to see me back at any rate. Where's Babs?" Then she called up the stairs, "Babs! Are you home?"

"Yes, Mother," answered a voice. "I was just putting some things away. I'll be right down."

A few minutes later the pianist walked downstairs. With the removal of her mother's house coat, she had lost her accent, and was now Babs Clarke in sweater and skirt, her hair again combed neatly back of her ears and curling high on her neck.

In the hurry of helping to get dinner, Babs forgot her "man trouble." At the table, she was listening eagerly to her brother's account of last night's basketball game, when the telephone rang in the hall. Before she could untangle her foot from the chair rung, Chuck had jumped up, yelling, "I'll get it!"

Babs felt her heart beating quickly, and hoped she wasn't going to blush. The call was probably for Chuck. He'd acted as though he were expecting one. There was no reason to get excited. It might even be Peg; she never did get Geometry assignments straight.

"It's for you." Chuck's dissappointment was in his voice. "Why do you let that guy call you during dinner?"

"What guy?"

"Listen to her! You'd think they called up in swarms or something! Look at her blush!"

"Well, hurry up! Is it Don, or is it—is it—Ralph Thompson?"

"It's Ralph. And don't be long! I'm expecting a call," he added as she hurried out.

Babs always found it difficult to talk to Ralph on the telephone. He talked and talked about nothing in particualr; and then, sometimes, just before he hung up, he'd ask for a date; sometimes he just talked awhile and then hung up. Tonight his conversation about trivialities seemed to be running out, when The Professor suddenly jumped onto Bab's lap.

"You've never seen my cat, have you?" The question was

purely rhetorical. She knew Ralph had not seen The Professor any of the few times he had called to take her to parties.

"Naw." Ralph clearly wasn't interested in cats. "But you ought to see the swell Boston bull I have! Do you like dogs?"

"Yes, they're nice," Babs conceded, "but I like cats better because they're so cuddly!" She squeezed The Professor as she spoke and he began to purr, closing his eyes sleepily.

"Yeah, I guess so. Say, Babs, Carl has a date with Peg to see a movie next Friday night. Wanta go?"

"Why, Ralph, I'd love to." Babs had practiced for hours to achieve that perfect tone that sounded flatteringly eager, and yet not as though she were snatching at the date.

She carried The Professor back to the dining room with her and dumped him on the window seat. "Ralph wants me to go to the show Friday night, with Peg and Carl. I said I'd go. Is that all right?" She glanced first at her mother, and then to her father.

"Why, I guess so. I don't know Ralph very well, but— Babs, why don't you have him come over for dinner some night, so your father and I can get to know him? Why not make it this Sunday?"

"Sunday will be swell." Babs was still staring at The Professor. "Mother, what was it Gramma used to say about cats and husbands?"

"Cats and husbands! I don't know— Oh! Do you mean, "A man should never marry a girl who doesn't like cats'?"

"Yes, thats' the one. Do you suppose it applies to girls, too? I mean, that a girl shouldn't marry a man who doesn't like cats?"

"Gramma used to say, 'Never marry a man that animals and children don't take to.' Maybe that's what you're thinking of."

"For Pete's sake! So you're thinking of getting married, Miss Clarke. And whom have you chosen, from among your swarms of admirers?"

"Mother, make Chuck be quiet! He's always making fun of me!"

"Well, you need someone to make fun of you! All you do any more is moon around about fellows and—"

"Children!" Mr. Clarke broke in. "I remember something else Gramma used to say. 'Don't quarrel. A word once spoken can never be recalled!' " He looked at Babs and Chuck, both staring sheepishly at their plates, then beamed at his wife. "Wonderful woman, your mother!"

Sunday evening, Babs sat on her bed, nervously buffing her nails. She was completely dressed for dinner, but she was determined to wait until Ralph had been in the living room a few minutes; then she'd walk slowly down, and pretend that she didnt' know he had come. Sophisticated women always made their admirers wait for them. It was part of their technique. She wondered if her heart would always beat this fast when she was waiting, or if she would sometime get used to the suspense.

When Ralph finally came, she sauntered down stairs, her greeting and entrance just as she had planned it — until she sat down. The Professor jumped onto her lap, turned around a couple of times, and then curled up into a ball. Babs no longer felt sophisticated. She hugged

WILL JAMES, PSYCHOLOGIST, SAYS

"As we become permanent drunkards by so many separate drinks, so we become saints in the moral, and authorities and experts in the practical and scientific spheres, by so many separate acts and hours of work. Let no youth have any anxiety about the upshot of his education, whatever the line of it may be. If he keeps faithfully busy each hour of the working day, he may safely leave the final result to itself. He can with perfect certainty count on waking up some fine morning to find himself one of the competent ones of this generation in whatever pursuit he may have singled out. Silently between all the details of his business, the power of judging in all that class of matter will have built itself up within him as a possession that will never pass away. Young people should know this truth. The ignorance of it has probably engendered more discouragement and faint-heartedness in youths embarking on arduous careers than all other causes put together."

We must judge ourselves
not by the wickedness of our enemies,
but by the Justice of God.
The Pagan judges his cause
by his neighbor.
The Christian by the Justice of God.
The Pagan compares himself
to his enemy and says:
"I am not so bad."
The Christian asks himself:
Am I doing what I ought to?
The Pagan judges himself
by the vices from which he abstains,
The Christian by whether or not
he is doing the Will of God.

The Professor and smiled at Ralph.

"This is the cat I was telling you about. Isn't he a darling?"

"Yes, indeed. He's a beautiful cat." Ralph was stiffly polite.

"You can hold him if you like." She dropped the sinuous creature onto his lap. He tried to cuddle it as she had done, but he was all angles, and The Professor squirmed out of his grasp and sat on the floor, scornfully smoothing his rumpled fur.

"I'm afraid cats dont' like me. They always act like that."

Babs stared at him intently. "What—did—you—say?" she asked slowly.

"I said cats don't like me. They'll never stay on my lap, and if I try to make them, they spit and scratch." Ralph glanced disapprovingly at The Professor. "I don't think cats are very good-tempered."

"Good-tempered? They are so!" Babs drew a long breath, ready to defend her pet, but remembering that Ralph was a guest, she let it out slowly and contented herself with adding, "That is, I suppose there may be some cats that aren't, but The Professor is."

At first, during dinner, Babs was inclined to be a little distant with Ralph, suspicious of his inimical attitude towards cats. Gradually his charming manners, his deference to her parents, his witty remarks that sounded like the things Noel Coward wrote, melted her defences, and she listened, fascinated, all through dinner. She listened, enchanted, all the way down to the show. She listened attentively all through hamburgers and coffee at The Canary. She listened politely all the way home. It was the first date she'd had with Ralph without another couple along, and she felt she knew Ralph Thompson very well indeed by the time they pulled up in front of her house. Still, she was surprised when he leaned over and took her hand as she started to open the door. She turned to meet a new



look on his face. Almost a humble look.

"Say, Babs, did you know I haven't had a date with another girl for a month?"

"Wh—why, Ralph, don't you like to go out with girls?"

"I'd like to go out with you all the time." He hesitated a moment, then blurted out, "Would you be willing to go steady with me, Babs? Or—or at least to go out with me most?"

"Why, Ralph." She spoke slowly, trying to think of something to say that wouldn't anger him, and yet which wouldn't commit her to anything definite. "I love going out with you, but I'm sure Mother wouldn't let me go steady with anyone."

"Aw, Babs, wouldn't you even ask her? Then I could just take it for granted we'd have a date on Friday nights, and I wouldn't have to bother arranging for it." Something in Bab's face told him this wasn't exactly the right thing to say, so he quickly added, "I wouldn't want to go steady with any girl but you."

Babs gazed earnestly up at him. He certainly was handsome, and his curly hair all mussed up like that, and his brown eyes. Most girls would have snapped him up before he had half asked them to go steady with him. She was a little irritated at herself for not feeling thrilled.

"Don't you think if you asked your mother. . . ?"

"honestly don't know, Ralph. I'll ask her."

The next afternoon after school, Babs was curling up in a big chair near the window, a magazine on her lap, an apple in her hand. She looked up just in time to see Don Burke, one hand clutched in that of a small child, turn slowly in at her walk. By the time Don, matching his steps to the tottering ones of the child, had reached the porch, she had her nose powdered, her lips freshly reddened and her curls fluffed up. She flung open the door dramatically.

"Don't tell me who it is! Let me guess. It's—ah—it's Donny Joe!" She leaned down to hug

the baby, but he drew back, grabbing Don's leg.

"Yeah, its' the nephew, in person. You'd better not try to hug him until he knows you better. Just let him wander around and get familiar with the room."

"Where did you learn so much about babies?"

"Oh, Kathleen has little Don over to the house a lot. I'm his godfather, you know, so I take care of him. Come here, Don, and I'll take off your snowsuit. I want Babs to see how cute you look in your little blue suit."

"You're pretty crazy about that kid, aren't you?" She was looking at him speculatively, and as he turned, surprised, she added hastily, "Not that I blame you !He' a darling baby. It just seems funny for a boy to be—to be interested in children."

"Oh, I don't know about that." Don was watching the baby sheepishly. "I suppose I like little Donny so much because he's my nephew, but I always have liked little kids."

"But do little kids always like you?" Babs threw out the question flippantly, then suddenly remembering her grandmother's maxim, she sat up tensely, awaiting his answer.

"Well, I've never seen a baby or a young kid that I couldn't have sitting on my lap in fifteen minutes!"

Before she could comment, The Professor walked into the room, escaped with unruffled dignity the baby's attempt to pet him, and stood before the couch on which Babs and Don were sitting.

"Come on up, Professor." Babs patted the couch beside her coaxingly. The Professor didn't move, but when Don said, "Hello there, cat," The Professor jumped onto his lap, and rubbed his head against Don's hand.

"Say, Babs, I wanted to ask you something."

"Hum?" Babs but half heard him. She was absorbed in watching The Professor lanquidly relaxing while Don stroked his neck and scratched the back of



his ears. The Professor was purring softly. His eyes were closed, and he was softly kneading Don's leg with his forepaws.

"I heard you had a date with Ralph last night."

"Uhuh." She was still watching The Professor. "Don, do all cats take to you like that?"

"Like what? Oh, you mean The Professor? Sure. Cats know I like them, so they like me. I said I'd heard you had a date with Ralph Thompson last night."

"Oh! Well, what of it?"

"Well, the way he was talking today I got the impression you were going to go steady with him. Are you?"

"Why, I didn't even half-way promise I'd go steady with him. I just said I'd see!" She stopped. Then, slowly, glancing sideways at Don, she continued. "Would it make any difference to you if I did or not?"

"You know darn well it would, Babs Clarke! I'd have asked you to go steady with me a long time ago, only I was pretty sure your mother wouldn't want you to. And then, I knew there'd be lots of dances and things that you'd like to go to, and I can't afford to take you to all of them, so I was hoping you'd let me be sort of, uh—"

He stumbled a little, but recovered and went on. "You know, let me take you to the school dances and the basketball games, and things like that. Then, if you want to go out to a show or something with the other fellows, well, that's all right." He looked hopefully at her, took courage at her smile, and asked impulsively, "You're not going to go steady with that lug, are you?"

Babs lifted her eyes for just a moment to his face, then dropped them hurriedly again. They lit upon the Professor, asleep in Don's lap. She laughed suddenly aloud.

"I had a very wise old Grandmother, Don. One of her favorite sayings was, 'Love me, love my dog.'

"And?" Don was puzzled, but willing to humor her.

"Well, Ralph doesn't like the Professor. So I'm afraid he's out. Now, you fit all of Gramma's measurements, including— Don! Where's the baby? I haven't seen him for ten minutes!"

"Don't change the subject! You haven't told me yet where I stand."

"I was just saying that you fit Gramma's measurements, so I guess that makes you best beau!"

She smiled demurely over at him, and Don grinned delightedly back. He leaned over to take her hand, forgetting the Professor. There was a startled "Meow!" and the cat scrambled off Don's lap onto the floor. At the same time there was a crash from the kitchen followed by a child's frightened wail.

'Drat these kids and animals!" Don exclaimed, catching Bab's hand as she jumped up.

" 'Drat'!—Why—Don, I haven't heard that word since Gramma died."

"I got it from my granfather. It always comes out in times of emotion. Babs, listen—"

The screams from the kitchen became suddenly sharper, more terror-stricken. Footsteps were heard running down stairs, and a voice called from the basement, "Babs". What's going on up there?"

"Don, let me go! The poor baby is scared to death!"

"Oh, all right! But tell me first, Babs. When can I see you alone?"

On God and Babies

Don't play God . . . It's a warning our selfish parents need. It's a warning that busybodys-in-law, especially mothers-in-law, and nosey neighbors need. There are just too many people trying to run God's business. God alone is still the Author of new life. And He doesn't need doctors, married partners, nor even thoughtless priests playing God and deciding when new life shall be born. There's a brutally selfish mentality abroad today about children. I've decided to nickname it "Rhythm Mentality." It's a state of mind that considers babies must be planned. And the main part of the plan is how not to have them. So God is given orders when He may send a new child.

It runs so . . . The popular expression of this "Rhythm Mentality" goes thus: "God wants people to use prudence in bringing children into the world. Neither God nor His Church demands people have as many kids as possible. They should use discretion and plan their family. Better that a few kids be well fed, clothed, educated than a large family endure poverty." People following this line are sincere. They concede artificial birth-prevention is serious sin, must be avoided, though they blithely ignore the reality that "Rhythm Mentality" is sure to cause contraception in many cases. With pharacaical smugness, they feel sorry for "imprudent pregnancy" of poor parents.

I'm sick of them . . . For they're the kind of people who pitied my own mother, when she carried me, her twelfth child. They're the kind who felt sorry for the parents of Bernadette of Lourdes, living in their jail flat. Or felt sad about Nancy Hanks carrying the baby that became Abe Lincoln. They themselves would never have been born had their parents listened to the "Rhythm Mentality" bleeding hearts of another day. For all this extolling of prudence as a major virtue ignores God's dictum that "The greatest of these is Charity." What nobler way to practice Charity than to co-operate with God in passing on new life, when God wants it to be born, not when humans think it should?

Believe in God . . . What all these planners forget is: New life comes through God creating an individual and immortal soul. Don't they think God realizes the importance of such a creation? How do they know what God has in mind for that deathless being entrusted to that woman's womb? "The weak things of this world has God chosen that He may confound the strong." What He demands from married partners is **willingness** to have the children He shall decide to send. People get to Heaven only by doing God's Will not by planning things for Him.

—Hugh Calkins, O.S.M.



Medical Corner

Contributed by

J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Readers,

Only recently some chap, probably a farmer, or a butcher,— anyway, some fellow who had a rooster chopped off the poor creature's head, an act that is committed thousands of times all over the world. In itself it is not really a crime to cut off the head of any rooster, provided that the carcass is intended for the satisfaction of one's appetite, but in this particular case it was a crime because the headless thing was supposed to be dead and wasn't. It remained on it's feet, headless of course, and kept hopping around as roosters usually do. The only act it could not perform was to crow. This chap kept the thing alive by stuffing food down its gaping gullet. The thing was a phenomenon until some scientists and doctors, who apparently were not headless, put their heads together and decided that the thing,—for a rooster without a head isn't really a rooster,— was able to live because a certain nerve was missed in the head-chopping operation.

Actually, I, have nothing against, in fact I am all for, experiments for the advancement of science, but I am strictly against all experiments directed towards the advancement of the rooster, especially the one without a head. Headless roosters do not do anyone any good unless they are being roasted in the oven, or better still, on their way to one's stomach. Roosters have always been able to satisfy millions of appetites quite satisfactorily, provided they were young and juicy. Even the toughest birds could very well be used to stuff hungry mouths all over the world.
ters usually do. The only act it could not per-

What I am particularly afraid of is the possibility that some experimenter, who may or may not have a head on his shoulders, will get the notion to try the head-chopping operation on one of his confreres, just to see if that certain nerve can be missed in other heads apart from roosters. It seems to me that an experiment of this type would prove nothing, since so many heads, in recent times, have bit the dust and not one headless being has been known to hop around after the operation. Doubtless numerous experimenters have become very adept with the rope, better called the noose and with the guillotine, not to mention the axe and the thousands of bullets. Many more heads will have to wallow in gore before the world will have realized its mistake. So many heads still stand, nodding and fanned by a politial breeze, shone on by a scintillating diplomatic sun, and watered by a flood of innocent tears,— heads that really have become useless by the simple fact that they are, and were from the beginning, void of all contents simulating the bit of matter we call brains.

They are as dead as the poor rooster, but refuse to fall down probably because their gullets are stuffed to the brim. The trouble with these heads is the fact that their brains are in their mouths. They are pre-digested and would not, even if they swallowed, arouse the ferments necessary for their digestion. There are a thousand and one heads, little ones and big ones, red-heads, block-heads, and fat-heads; heads of families, of governments, of countries and political heads. They all boil down to the same soup scientifically, but speaking from a human point of view,—forgetting about science for the moment,—we must concede that it takes many heads to make a nation but only one to give it prestige, or fall with it into the muck of hunger and strife, serfdom and revolution, slavery and inhuman misery. It takes only one head in the world, and a few lesser satellites with even less contained in their heads, to deprive millions of mouths of the food necessary for the barest existence, millions of mouths to open and close in prayer and in hope for the crumbs that are kept beyond their reach. To top it all, these heads will shoot off their mouths and boast that they have bombs that can kill still more, that they have overrun continents, that they have mastered the sea with ships and dynamite. And yet, not a single one of these heads will give up a bomb, or an acre of stolen land, or a single ship.



They keep sticking their heads together to formulate a course for a tri-dimentional, a three-divisional world and will come to the conclusion that a little dictator in a little country is holding up the parade in their endeavour to steer the world into a haven of peace and plenty. They would like that head, too, to roll in the dust, or hang by a noose, that one could get a few more acres of land, another an extra little ship and a third a few more materials for an additional bomb.

What is in a head anyway? Let's take a look at it. It sits on a column of bones midway between the shoulders. It bobs back and forth and sideways to show its elasticity. Its top is a little rounded to distinguish it from a square. The front is somewhat streamlined to fit into the modern pattern of art. A nose keeps the two eyes apart and points directly forward and downward toward the biggest defect that a modern face really can lay claim to. We are back to the mouth of last month. I will skip the ears, since I intend to give them special consideration in the near future.

All in all, we must give credit to the Creator for His ability to put so much into such a small place. The biggest dinosaur, with the biggest head, had the least brain matter contained within a thick skull. The size of one's head is by no means an indication of the size of one's brain. In fact, the contrary is true. It is the small heads that need watching, for the little fellow has to make up in brains what the thick-headed has in bulk.

We will leave this to the scientists, who can determine the size of one's brain by a jaw-bone, or a rib, and content ourselves with the fact that it is still our single duties to make the best use of our brain material, presumably for the good of our fellowman. If we have lost this trait inherent in humanity, it might be time that we consider to let someone else manage it for us. Of what good is a brain in Russia, for instance, where the use of it might cause our hides to be riddled with bullets? That's the difference with what our liberties were and what they are today, or are going to be. To be afraid even to think and to express our thoughts in words is equivalent to the poor rooster minus a head. We hum and we haw, we dance to the tune of a government, or to the dictates of a political system, forgetting the fact that governments and those in power are only pawns, or perhaps kings and queens, on the chess-board of a man-made world-order and world chaos. We hum and we haw, because we had not the sagacity nor the time to consider how we could best hang onto our brain material rather than give it to someone else's keeping. We hum and we haw after the fact, when our edifice has collapsed, rather than to have taken the hammer and the nail at the right time to keep it from crumbling. Adios!

THE SEED OF MARTYRDOM

It was the woeful year of 1853, the year that brought the dread plague of yellow fever to Texas. In Galveston alone it claimed 300 victims, among them five priests. The Vicar General and two Oblate Fathers were spared. The doctors advised the priests to leave town and go to the interior of the State. They answered that they would rather die, than leave the post of peril and be looked upon as cowards.

A Protestant lady, inquiring who were buried in the freshly opened graves in front of the Caathedral, was told that they contained six Catholic clergymen who had died of yellow fever. "Why did they not leave the place," said she, "and save their lives as our minister did?" "Their duty compelled them to stay and die," was the answer. Whereupon the lady shed tears of compassion over the graves of these martyrs of duty. It was ascertained afterwards that she joined the Catholic Church.

The Message of Fatima

On the thirtieth Anniversary of the Fatima Apparitions, May 13, 1947.

ABBE R. PAYRIERE

Fatima is an isolated village of small importance built on an arid plateau about a hundred miles to the north of Lisbon. Some two miles from the village is a little valley called the Cova da Iria where the Virgin Mary appeared to three Portuguese children during the period May 13th to October 13th, 1917. The children were Lucy, aged 10, and her cousins Jacinta, aged 7, and Francois, aged 9. The Apparitions appeared on the 13th of each month at midday, except that the Apparition of August was on the 19th, as will be explained later. It is to be noted that these Apparitions began in May, the month of Mary, and ended in October, the month of the Holy Rosary, and were at noon, the hour of the Angelus.

THE FIRST APPARITION

On Sunday, May 13th, Lucy, Jacinta and Francois were guarding their sheep at the Cova da Iria and reciting the rosary according to their custom, when suddenly there was a sharp flash of lightening. Fearing a storm they began to round up the sheep when a second flash, more brilliant than the first, made them halt. As they stood trembling on the path they saw a dazzling light and a Lady, as Lucy later told, shining with light and grace, presented herself to their view. With a gesture she reassured them: "Do not fear, I will not harm you." In an ecstasy the children looked at her. Her face was of an unspeakable beauty, surrounded by an aureole of sunlight, and at the same time veiled with a shadow of sorrow. Her hands were joined on her breast in an attitude of prayer; her dress, white as snow, reached to her feet and was fastened at the waist with a golden cord the ends of which fell to her knees. A white mantle, edged and embroidered with gold, covered her head and fell to her feet. In her right hand she held a rosary of shining pearls with a silver cross.

At last Lucy broke the silence of her rapturous ecstasy. "Where do you come from?" she asked the Lady. "I come from heaven," the Vision replied. "And what have you come for?" I have come to ask you to return here for six consecutive months, on the 13th day of each month at this same hour. In the month of October I shall tell you who I am and what I want." In her turn the Lady questioned the children and told them what she desired. "Do you wish to offer yourselves to God in order to bear the sufferings He wants to send you as a means of reparation for the sins which offend him, and as a means of supplication for the conversion of sinners?" With heroic simplicity the children answered with Lucy "Yes, we do want to." "Then you will have many sufferings, but God's grace will strengthen you," replied the Lady. Before leaving them she added "My children, go on always saying the rosary as you have just done." Then, gliding rather than walking, the beautiful Lady retired towards the east and faded into the sunlight. The Apparition had lasted about ten minutes. If deep joy filled them to the very depths of their beings. the sufferings foretold by our Lady would soon have to be paid as its price. In spite of the arrangements made by Lucy to keep silent about it all, little Jacinta told everything to her mother. Skeptically her parents refused to believe. The children were continually rebuked. Lucy was beaten and treated as a liar and hypocrite by her own family and the village people.

May Day

by Sister Saint Miriam of the Temple, C.N.D.

For her set free, the waters thunder;
Hers is each wilful daffodil.
The new grass flings its arms asunder
For dandelions gold and still.
Wild primrose heaps the wood's deep altars,
The trilliums preach the Trinity,
And every gold-eyed crocus falters
A prayer to the Divinity.
Beyond the godless, dim procession
Of blood-stained drums and weary eyes,
Our Lady holds in liege possession
Her fief of Adam's paradise.
The flowers lift their wild, fresh faces,
A May wind twitches Mary's veil:
The earth has stirred its secret places
And made her sovereignity prevail.

calmly and simply without contradicting one another, the three children stuck to their story and determination to be faithful to the next meeting.

THE SECOND APPARITION

June 13th is the feast of St. Anthony of Padua, who was born at Lisbon, and is the Patron of Portugal. At midday the children were at the appointed place accompanied by 60 people. After the devout recitation of the rosary the Virgin appeared to. the children. She advised them to recite the rosary often and asked them to add to each decade this prayer: "O Jesus pardon our sins, deliver us from the fires of hell, and relieve the souls in purgatory, above all the most abandoned of them." To Lucy she said "I wish you would learn to read." To each child she confided a secret, not to be revealed.

THE THIRD APPARITION

On Friday, July 13th, five thousand people were hurrying on their way to the Cova da Iria. At the same hour and in the same manner the Apparition took place. At Lucy's request the thousands of spectators knelt down. The Lady recommended to the children the frequent recitation of the rosary as a means of bringing the war to an end. She added "Only the intercession of our Blessed Lady can obtain this grace for mankind." When Lucy asked her heavenly visitor to disclose her name and—at the suggestion of the bystanders—to work a miracle as proof of the reality of her presence, the Vision replied "Continue to come here on the 13th of each month. On the 13th of October I shall tell you who I am and what I want, and I shall work a wonderful miracle, so that the whole world will believe in the Apparitions." The Blessed Virgin confided to the children a secret, part of which is now known and concerns the establishment of the devotion to her Immaculate Heart. During the Apparitions the spectators had noticed that as well as the sunlight becoming dull, a little white cloud surrounded the children and covered the scene of the Apparition.

THE REACTION

If the little seers were fortified by the words and sight of the Virgin Mary, the opposition against them did not lessen. Disbelief, the reproaches of parents and neighbours, the reserve of the ecclesiastical authorities, were their lot; the liberal press presented the affair as an invention of the priests. At last, the municipal authorities of the district of Vila de Ourem decided to end these manifestations by force.

THE FOURTH APPARITION

All this disturbance among the authorities and the newspaper campaign brought to the Cova da Iria on August 13th a crowd of people estimated at about 18,000, for the most part devout believers. They were praying, singing and saying the rosary aloud. Midday came, and the children were not there. This was strange, but everyone waited patiently. At last the news spread, the children were not coming. The administrator of Ourem had taken them off in his carriage, and shut them up in his house. The crowd in indignation at once talked of going to lodge a protest with the local authority, when something extraordinary happend which captivated their interest and calmed them. From the clear sky came a brilliant flash of lightning and a clap of thunder. The sun grew dim and the atmosphere became a dull yellow. A light cloud, very beautiful in form, appeared near the oak tree—the spot of the Apparitions—rose into the air and then faded away. Filled with awe and feeling the presence of the supernatural, the crowd dispersed, calm now and grateful as they commented on these events.

In the meantime the Administrator had taken the children to his home, and for three days, resorting variously to promises, ruses and threats, tried in vain to make them contradict one another, to admit that they had lied, and to give away the secret entrusted to them. In the face of his failure he adopted an artifice, "Either you tell me the truth or I shall have you fried in a red hot frying pan," and taking the children one by one he pretended to carry out his threat. Lucy remained to the last and later, when asked what she thought he was going to do with her, replied, "I certainly thought he meant it and that I was going to die in the pan, but I could not betray the secret, and I placed myself in the hands of our Blessed Lady." Forced to yield, the Administrator took the children back to the parish priest of Fatima on August 16th, who restored them to their parents, whose anxiety may be imagined.

THE APPARITION OF AUGUST 19TH

Having through no fault of their own missed the appointment for August 13th, and not expecting to see the Lady before the next month, the children went back to their ordinary occupations. But to their great surprise on August 19th, in another place called Vallinhos, the Lady appeared to them. She complained about the man who had prevented them from coming to meet her at the Cova da Iria on the 13th, and added that because of this the miracle announced for October 13th would be less striking than it should have been. She invited them to pray and to sacrifice themselves for sinners. "Pray, pray much, and make sacrifices for sinners, for many souls go to Hell, because there is no one to make sacrifices for them." The children took home with them the branch on which the Vision had rested her foot, and while Lucy's mother was holding it a delicious perfume of a kind unknown came from the foliage.

to be continued

School Sisters of Notre Dame Commemorate Century in America

—C. Ulsifer

LEIPZIG

In the Spring of 1926, Mother M. J. Baptist of Kitchener and Mother M. Isidore of Mankota, Minn., toured St. Joseph's colony in Saskatchewan at the request of Reverend Father Kierdorf, O.M.I., in order to study conditions in this prospective mission field. At Regina, Saskatchewan, Reverend Father Kohler, Superior of the Oblates in the colony, met the Reverend Mothers and directed them over wide stretches of prairie to Leipzig, the center of the colony, where it was decided to have the Sisters assume charge of the Public School and at the same time open a boarding school. Upon Mother M. Baptist's return to Kitchener, four volunteers, Sister M. Petra, Sister M. Cajetan, Sister M. Agnes and Sister M. Miriam made preparations for embarking upon this new venture. On August 23, a telegram sped westward with the message: "The Sisters will arrive at Wilkie 8.30 p.m. Aug. 26." A return message read: "The Sisters convent is finished and in readiness for them." At Wilkie the Sisters were met by members of the school board. After a twenty-mile ride in an auto over prairie road they arrived at the little village.

On September 9, the first Holy Mass was offered in the chapel. About thirty parishioners were present. The Reverend Pastor, Father Bieler, delivered an appropriate sermon.

On September 19, the first boarders arrived, and the next day classes were organized at the Public School. On the 29th of the same month Bishop Prud'homme visited the school and the convent and blessed the latter the next day. The school lacked both equipment and text books. The classes comprised grades one to ten. Soon the Sisters learned to meet all the difficulties of missionary life and to take good and ill with equanimity in a truly apostolic spirit. The people were exceptionally good to the Sisters.

On May 1, 1927 Reverend Mother Kostka, Commissary General in America, and Mother M. Beptist visited Leipzig. At the request of the Oblate Fathers the Sisters decided to erect a more spacious building. It was to be situated nearer to the church on a six acre plot donated by the parish. On May 31, 1927 the first prairie sod was turned for the new convent. The corner stone was laid on July 24 by Reverend Father Ueberberg, Provincial of the Oblate Fathers. On November 26 a large stone cross was placed above the facade; it was a real inspiration and filled all with a feeling of triumph—the cross dominating the western prairies, challenging all to the support of the cause of Christ. On December 28, the Sisters moved into the building and had all in readiness when the boarders returned, after the New Year. Reverend Father Bieler, O.M.I. celebrated the first Mass in the new chapel. In an inspiring sermon he compared the lives of the missionaries to that of the sanctuary light ever consuming itself before the Blessed Sacrament, and expressed the hope that the Sisters' labours for the West would be as continuous. In September 1928 the convent was blessed by the Most Reverend Bishop Prud'homme, Bishop of Prince Albert. Hundreds of visitors passed through the building which is said to be one of the finest of its kind in the West. The Institute had an astonishing growth of boarders and day-pupils. Departmental authorities loudly extolled the work of teachers and pupils both in the public school and high school.

After repeated attempts to get water Dr. Uhrich, Minister of Health, advised the Sisters to apply to an engineer in Regina, who sent a group of workmen to drill a well, but again it appeared to be a hopeless job. Sister Superior M. Petra asked the workmen to pour Lourdes Water into the pipe and promised to have a grotto erected to Our Lady of Lourdes if a supply of water would be found. A supply of perfect drinking water was found at a depth of 420 feet. This water is raised by means of an air compressor. At last the inmates enjoyed the comforts of hot and cold water in a plentiful supply.

Mr. and Mrs. Wm. Motz, of Kitchener, Ontario, donated the altar for the new chapel.

In June 1938 Sister M. Cajetan, superior of the mission, had the promised grotto to Our Lady erected on ethe community grounds. The high school boys, imbued with the same generous spirit characteristic of their parents, collected four thousand stones for this purpose and the workmen supplied labor gratis. Mr. Frank Schell, brother-in-law of Sister Regina donated the beautiful statue of Our Lady. The grotto attracts many devout clients.

In this fertile section of Christ's vineyard both the good people and the Sisters have been remarkably blessed. Within the twenty years forty young girls have become School Sisters of

continued on page 47

PROOF

By EUGENE A. CULLINAN

Captain Hagen banged his knee with a ham-like fist, and emitted a growl of exasperation as he glared at Brother Sebastian, who sat at the opposite side of the desk, grinning broadly. Friends from earliest boyhood, the two were having one of their customary arguments, and, since this seemed to be his only chance for victory in many years, the captain had been severe in his attack.

Ex-fullback O'Brien, now Brother Sebastian, raised two hands quite as large as the captain's, in a gesture of apprehension. "Watch the blood pressure, Jim!" he warned.

"Blood pressure! Bah! You'd send anyone's blood pressure soaring!" boomed the officer in a bass voice which, although he tried to subdue it, seemed to rattle the windows of the small office.

"No man in this world has more respect for your opinions than I have," the captain growled. "However, in this case you are entirely wrong. If we coddled crooks the way you suggest, they'd sneer and call us sissies. They'd slug the mayor, and walk off with the city hall! A repentant sinner yearns for pardon in the hope of starting life anew. But the crook isn't repenting. He's on the watch for a new place to rob, or a new victim to blackjack, as soon as his jail term expires, and he gets back into circulation. Cops must be tougher than the crooks, or —goodbye civilization!"

"Spoken like a true movie cop!" said Brother Sebastian, with deep sarcasm. "However, I happen to know that your bark is worse than your bite. I still insist that thousands of evil-doers, particularly b e g i n n e r s, would reform, were they accorded the kindness and consideration any unfortunate person has a right to expect. Continued persecution merely serves to drive the outcast further into the recesses of the underworld, which offers him the human companionship necessary to every man, saint or sinner. I claim that the majority of prison inmates secretly harbor a desire to go straight, and would welcome an opportunity to do so!"

Captain Hagan snorted. "You look at everything from a religious standpoint!" he complained. "Your business is the operation of schools and hospitals. My job is to protect the public from criminals, and, I must know my business, or I wouldn't be a captain of detectives! This is one argument you can't win. Why not have the grace to admit it?"

Brother Sebastian glanced at the wall clock. "It is only four o'clock," he said. "The day is young. Before nightfall, some-

Mary's Month

For this month of Heaven's fair Queen, may God be blest!
'Tis now bright hopes revive in man's troubled breast.
Now dormant earth wakes, stretching jewelled arms in lacy bloom,
And the Morning Star, rising, scatters the clouds of gloom.
'Tis the hour of prayer when night's purpling shadows fall,
And Mary, Israel's Lily, bends low to the call
Of distress from agonized souls, to bestow
The love-light in her eyes, the comfort of her sweet smile's glow.
With jubilant Aves blend silver-toned bells,
Proclaiming the sway o'er Satan that in her hand dwells,
While suppliants light at her feet their candles of love,
And on incense-breathing roses their sighs waft above.
O radiant Queen of Love, extend your grace-laden hands
To grief-stricken mothers whose sons die in wartorn lands.
O Vessel of Gold, gather their tears, transmute them to pearls
And set the magleam in the crown of the King of all worlds.

—MOTHER M. HILDEGARD, O.S.U.

thing may turn up to change the tide of battle. It has happened before, Jim, as you know."

The captain laughed. "It won't happen this time!" he declared. "I never saw such a hard loser," he added, apparently addressing the ceiling.

Just then the doorbell rang, and the Brother, excusing himself, went from the room in answer to the summons. He returned shortly, accompanied by a man of refined appearance and pleasant features. From force of habit, the captain swiftly appraised the stranger, and judged him to be not more than thirty-six years of age. Feeling that his presence might be embarrassing to the visitor, he rose to take his leave, but the man waved him back to his chair.

"Please don't go," said the newcomer, with a friendly smile. "My business, such as it is, will take only a moment."

Accepting the chair the Brother offered, the stranger produced a thick wallet, from which he extracted a number of bills. These he pushed across the desk to Brother Sebastian, to that calm individual's evident surprise.

"I wish to donate this thousand dollars toward the new school building," the stranger explained. "I insist on remaining anonymous, This is all good, legal currency, and you need have no misgivings about it. I have earned every penny of it honestly, though perhaps it is only fair to tell you that in the remote past I was a criminal."

Captain Hagan sat bolt upright in his chair. "Did you say 'criminal?' " he asked, in dismay.

The visitor turned to him and nodded. "Yes, that's what I said," he replied, with a note of sadness in his voice. "I am one of the few who see the light. I didn't actually see the light. It was brought to me at a moment when the world was darker than the inside of a tomb."

The expression on the detective's face was so ludicrous that Brother Sebastian assumed a purplish hue, due to a heroic effort to suppress a roar of laughter. After a slight fit of coughing, he addressed the visitor.

"Have you any objection to relating some details of your criminal career?" he asked. "You see, I have my own ideas regarding the rehabilitation of criminals, and your experiences may produce some facts to bolster my contentions. But—I must warn you that my friend is a police official."

The stranger calmly studied the captain. "You're a square shooter!" he suddenly informed the uncomfortable detective. "But—even if you were not, you could do nothing. You have no proof."

"That's the very word!" exclaimed the Brother. "Did you hear that, Jim? Proof!" Captain Hagan made no reply, and the visitor settled back in his chair.

"I embarked on my criminal career just twenty years ago," he began. "It's the old story of a neglected orphan falling in with evil companions. The day came when I was desperately in need of money, and burglary offered the one chance of obtaining it.

"I started out one summer evening, and robbed three homes right here in Briarton, which happened to be my home town. It was very easy to burglarize these houses, as I knew that the occupants were not at home. I was careful to take nothing but money, and my efforts netted me over two hundred dollars.

"After finishing the last job, I jumped from the low porch to the soft ground—and faced a big policeman who was rushing at me with outstretched arms! Before he could grab me, I scaled the picket fence, and raced through a wooded tract on the other side, the terror in my heart driving me on with the speed of a deer.

"That big cop was a wonderful sprinter, and I knew that he was gaining, on me, when he suddenly tripped and fell. My advantage was short lived, for he immediately fired a shot. My terror increased, for I knew that the shot had been fired to summon other cops. Before long, a dozen of them would have me hemmed in on all sides, and they wouldn't be shooting at random!

"I dashed out of the lot, and, wild with fright, I tore along the sidewalk of a dark, quiet street. A large house standing some distance back from the walk, attracted me. The wide porch, almost hidden by the shadows of the large trees standing before it, suggested temporary refuge. Blindly, I bounded up the porch, only to stop short with a groan of despair. I had almost jumped into the lap of a powerful young fellow who reclined in an easy chair, smoking a pipe!

"I pulled my gun and jammed it against his chest. 'The cops are after me, and I'm hiding behind your chair!" I hissed. 'If you give me away, I'll put a slug through you!'

"He didn't move a muscle. He looked straight at me, and there was pity in his eyes. 'Don't be a fool!' he said. 'They'll see you behind this chair if they come

---

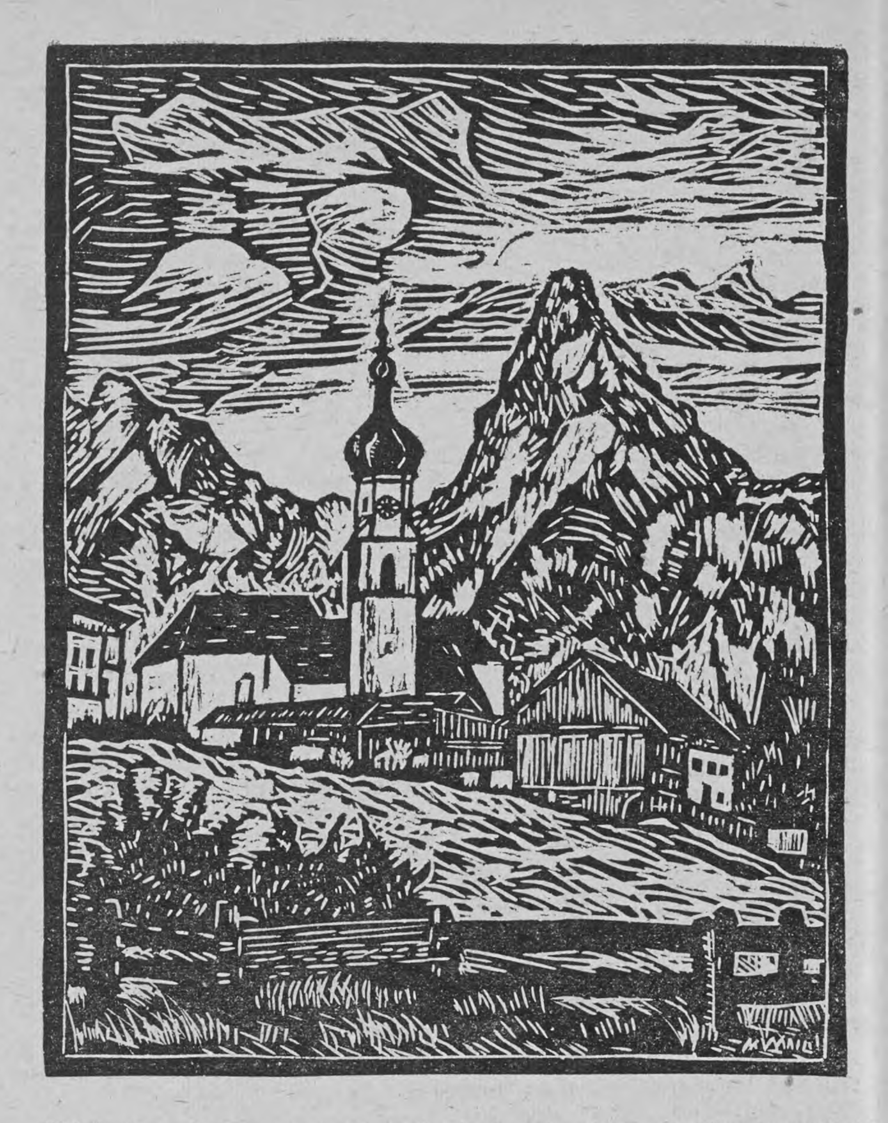
The Middle Ages stand in fetters;
The colored Maypoles rotting lie.
No poet writes the Virgin letters,
And saints go strongly out to die.
But Mary, destined from Creation
To bring a captive world to birth,
Unqueened, is still in every nation
The sovereign of the gleaming earth.

up here. Go in the hall, and keep quiet. The door is open, and you'll be safe in there.'

"I hesitated. 'Get in there, quick!' he snapped. 'Here they come—now!'

"I yanked the door open and ducked into the dark hall. I could see him through a small opening between the curtains on the glass door. He sat there smoking as calmly as you please, although the street was becoming alive with policemen. Flashlights were glowing like so many fireflies, probing the shadows on all sides, dogs were barking, and the occupants of near-by houses were aroused.

"The perspiration dripped from me, and I almost fainted as I realized how thoroughly I had trapped myself! There I was, inside a stranger's house, surrounded by cops, stolen money in my pockets, and my only weapon the imitation revolver that dangled in my shaking hand! In my mind I saw the grim, iron prison gates opening like the jaws of a hideous monster, eager to crush the life out of me, and hurl me, after many harrowing years, back into a hostile world—no longer a normal human being—just an empty shell resembling a man—a creature with a number in place of a name!



"My heart climbed up in my throat, as the policeman who had chased me appeared on the porch steps.

" 'Did a small, skinny guy run past here a few minutes ago?' he asked.

" 'Why, no, Sergeant,' replied my involuntary host, to my great surprise. 'No one has passed this house during the past hour,' he added.

"I felt like shouting in joy as he uttered those words. For some reason, this quiet, obviously wealthy man was protecting me! This stranger whom I had threatened with death was giving me the first 'break' I had ever received in my life! It seemed like a dream—unbelievable.

"My benefactor questioned the sergeant. 'What's all the fuss about?' he asked.

" 'We're looking for a housebreaker,' said the sergeant. 'I spotted him as he sneaked out of Roger Benson's house. He's as slippery as an eel, but I'll get him if he's still within the city limits!'

"Then the big sergeant turned away to join the other cops in the hunt, while my host sat smoking his pipe contentedly, as though I never existed.

"After what seemed hours, he got up, knocked the ashes from his pipe, and came into the hall. 'They've gone,' he announced. 'Come out to the kitchen, and I'll pull down the shade and make a light. 'You're nothing but a boy! Lucky for you that my folks are away on a weekend visit. Here, give me that gun!'

"I handed it over. 'Why, it's only a toy!' he cried, as he examined it. 'Have you another one?'

"I shook my head and laid the stolen money on the table, and raised my hands above my head. 'You can search me,' I offered, to his evident amusement.

" 'I could break you in half, if I cared to,' he smiled, and he spoke the truth.

"He studied me intently for a full minute. 'I think you'd feel better if you had something to eat,' he decided. In a few minutes he had sandwiches and coffee prepared, and we sat down

at the table as though we had been friends for years. I say in all sincerity, that I have never enjoyed food as I did that night!

"When I had eaten my fill, he spoke to me long and earnestly, and I have never heard anyone speak as he did. He appeared to be from another world. He seemed to understand everything! As he spoke, I realized how serious dishonesty can be; that it can bring only misery in this world, and severe punishment beyond the grave.

"He pictured the exquisite joys of those who live and die in the friendship of God. I learned of Adam's fall from grace, and I shuddered at the Crime of Cain. For the first time, I heard of the awful destruction of Sodom and Gomorrha, of the golden calf, of Moses and the ten Commandments. He told me of St. Anne and St. Elizabeth, of our Blessed Mother Mary, of St. Joseph and St. John.

"As he spoke, I bowed in adoration with the shepherds of Bethlehem, and my heart throbbed with pity as he described the trials and suffering the Holy Family endured as they fled to Egypt. A lump arose in my throat as he repeated the words of our Divine Lord, absolving Mary Magdalen from all sin.

"I cried like a baby, as he described the Crucifixion. I knelt, sobbing, at the foot of the cross, and I seemed to hear the voice of my God, as he promised the repentant thief a place in Paradise. I realized that I, in spite of my many transgressions, might hope for eternal bliss. Only then did I learn that the awful sacrifice on Calvary was an act of Divine Love; that my Savior had willingly suffered indescribable torture to redeem ungrateful mankind—so that sinners like myself might be saved!

"My heart expanded with hope as my host spoke of the Resurrection, and the descent of the Holy Ghost upon the apostles. I wished, from the depths of my soul, that I might be an apostle. I was filled with new strength and courage as I listened to this marvelous man describe the miracle that changed the persecutor Saul into the glorious St. Paul!

"I firmly resolved to devote my life to the task of saving others from falling as I had fallen; to be charitable, and assist everyone I possibly could, but, most of all, to love God with my whole heart, and never cease to thank Him. I am very proud to say that I have kept my resolutions.

"There isn't much more to tell. My friend provided me with a comfortable bed, and breakfast in the morning. Then he gave me a letter to a friend of his in New York, and forced me to accept ten dollars.

Let Your Feet Down

On one of the war-canoe crews of a boat club in a coastal city, not many years ago, was a man named Gilmore, who could not swim. That there might be no misunderstanding at a critical moment, such as a capsize, for instance, it was planned that a number of the crew who paddled directly behind Gilmore was to look after him. This chap was a holder of life-saving medals, and the job was no imposition. Gilmore's inability to swim was more than compensated for by his extraordinarily skillful paddling. In any event he was an asset to the crew.

One day the emergency came. The men were paddling a half-mile race at a terrific clip across the mouth of a sandy bay. A long log-boom drawn across and anchored outside the course served only nominally to break the big rollers that a stiff wind was sending down. The race was being paddled across these long, yeasty swells. Mean paddling! The canoe rose broadside on the forward slope of one of the big seas, balanced on the crest, and instead of slithering down the other side turned completely over! Fifteen husky, laughing men and innumerable paddles and kneepads were in a grand mixup. The great canoe played whale, rolling boisterously in the foam-capped sea. It was a bad situation.

Satisfied that Gilmore was clinging securely enough to the half-submerged boat, the life-saver companion went to the aid of a fellow whose foot had not come out of the toe clip quickly enough when the boat capsized.

Minutes lengthened out extraordinarily in this sort of situation. It seemed to Gilmore a long time before his companion came back. The water was cold he had gone in hot in the midst of tremendous muscular effort. The bobbing and shifting canoe was hard to hold onto.

"Are you all right?" finally called the life-saver.

"I can hold on, I think. That launch won't be very long now."

"I'm going under the boat to see if there's anybody—" The life-saver disappeared before he finished the sentence. But he was back in a minute, shaking the water out of his eyes, and grinning at Gilmore. "Let down your feet," he said.

Gilmore did. He found himself standing on a clean sand beach, the water just up to his neck. The canoe had drifted into the shallows. An occasional wave lifted Gilmore off his feet, over his depth, but he knew where the beach was now. He grinned too.



" 'This is all the money I have,' he said, 'but I think it will be sufficient. You'll soon have a job — if you don't lose that letter. Now, we'll go and return that money you stole. Oh, don't be afraid. I know all your victims.'

"I returned every penny I had taken. The people I had robbed congratulated me on my change of heart, and promised to pray for my success in some legitimate business. I know their prayers have helped me.

"The letter speedily secured me a job with a national concern. I worked night and day to make good, and I have long been general manager of the Eastern branch of that same company. I am happily married, I have three beautiful children, and they all attend this school. I owe my happiness to the mercy of God, and I will always be grateful to Him, and to all who represent Him."

He paused, and regarded Brother Sebastian keenly. "I'd like to ask you one question," he said. "When I shoved my gun in your ribs that night—did you know that the gun was a fake?"

The Brother shook his head. "I certainly did not," he replied. "It looked genuine enough, I assure you. But—I knew that you were no fake, and I am at a loss for words to express my admiration!"

Brother Sebastian stood up and extended his hand, which the visitor clasped in a warm grip, and a moment later, Captain Hagan, for the first time in his life, shook hands with an ex-criminal.

* * *

When the visitor had departed, the captain glared at the Brother. "I well remember that night!" he growled. "I busted the knee of my new uniform pants to blazes when I fell! Gosh, but I was young and innocent. I should have arrested you for aiding a criminal to escape! Do you realize you committed a crime?"

"I did no such thing!" declared the Brother. "You asked me if he had run past the house, and I gave you a truthful answer. Besides, I had no proof that he was a criminal. To me, he was just an unfortunate soul in need of sympathy.

"Where would he be now, if you had caught him? He might be caged in some prison, a vicious thug beyond redemption. Indeed, he might have died in the electric chair!* As it is, a good woman has a devoted husband, three children have an affectionate father, and the state has an industrious, useful citizen. All in all, I think my humble gesture of charity has paid remarkable dividends!"

The detective nodded his head in agreement. "Yes," he admitted, "it was all for the best, and I'm glad he escaped. But—look here! I demand that you answer this question on your honor as a religious: Did you know that fellow was coming here today?"

"I did not," the Brother assured him. "When he boarded a train for New York that morning twenty years ago, I never expected to see him again in this world."

Captain Hagen reached for his hat. "That settles it!" he declared. "It's useless to argue with you. I can see now, where I've wasted years of my life, to say nothing of the tax-payers' money. I'll never argue with you again!"

Brother Sebastian laughed, and slapped his friend's broad back.

"On the contrary, Jim, you'll be here next Saturday afternoon, as usual. We'll smoke a good cigar, and find something to argue about. What's more, you're going to win the argument."

"How do you know I'm going to win?" demanded the captain.

The boyish grin spread over the Brother's face. "I know you're going to win—because I'm going to let you win," he said.

Truth is the best policy for diplomacy, for then one does not have to remember what lies one told or what subterfuges were used.

It is the policy of the world to return evil for good, and insults for favors,

The Question Box

Only signed letters will be answered

Why is not the church more strict on the subject of dancing, movies and gambling?

A hundred answers might be given to this question. Basically, the answer is that these things are not wrong in themselves. They may become wrong because of the circumstances that surround specific actions.

Dancing is mentioned in the Bible, and St. Francis de Sales recommended it for recreation and good fellowship. Immodest dancing is always wrong, no matter how cleverly executed. The modern jitterbug music seems harmless. Would you have the Church take on the air of Geneva, in the days when it was a crime to be happy? It is better to stress the necessity of building a strong character and resolute will, than to raise up a generation of people so weak that they lapse into sin when the slightest breath of temptation blows down upon them.

A man has no right to gamble with the money that is needed for his family's support. Even if he wins, he commits a sin, because he has no right to risk the welfare of his family on a horse, a dice or a pack of cards. You can see, therefore, that it is the 'abuse' of these things that is sinful, not the mere 'use' of them.

How should a Catholic regard an ex-religious?

Well, first of all, Charity is always a virtue, and it does not lose its value when shown toward any person in trouble. Such persons are legitimate objects of our kindness.

Remember that men and women in religious life do not take Perpetual Vows for several years after they have entered. It may happen that persons do not wish to advance to Perpetual Vows, and they leave the Community in perfectly good standing. These persons are to be admired for their courage in refusing to take a step that will bind them forever to a life where they have no call. It would be cruelty to bear hard feelings toward such individuals.

Both the father and the mother of the Little Flower had been preparing for religious life, but they were sent away and told they had no vocation. But they had a vocation: to be the parents of holy children, one of them a saint. God's ways are not our ways, and none of us has the right to criticize anyone who has left the Seminary or the Convent. There is a chance for everyone to remember that M.Y.O.B. means "Mind Your Own Business."

What is the difference between an auxiliary bishop and a coadjutor bishop?

The bishop of a diocese is called the "ordinary." When an ordinary is fully capable of governing and administering his diocese, but, because of its size or the many demands upon his time, he is unable to perform all the religious functions of his office, the Holy See grants him another bishop, an auxiliary, to assist in the performance of these religious functions. Therefore, an auxiliary bishop, by his office, does not have authority in the management of a diocese. A coadjutor bishop is given to an "ordinary" who is impeded from his duties by old age or bodily infirmity. A coadjutor bishop is granted power for the administration of a diocese according to the need. Sometimes a coadjutor bishop is appointed with the right of succession, and, in the event of the death of the ordinary, he would succeed him in full episcopal authority.

When does an impure temptation in thought become a sin?

An impure temptation becomes sinful when, having become recognized as such, it is deliberately retained and enjoyed.

School Sisters of Notre Dame Commemorate Century in America

Notre Dame and are happy to bring the gospel to others as it was brought to them. Sister Petra, the first superior, has gone to her eternal reward Sister M. Cajetan, who worked so energetically at this mission is now Provincial assistant at the Motherhouse in Waterdown. Sister M. Jerome is still zealously devoting her life to the teaching of Western youth—the last few years at Handel. Sister Mary Stephen is nobly carrying on the work of her predecessors.

Next to God the Sisters and students who have passed through this Institution must ascribe much of their success to the untiring efforts of Reverend Father Boening, who has been the Pastor of Leipzig Church for fifteen years.

May God continue to bless this mission as He has done in the past.

(to be continued)

Have you heard these?

The Hollywood magnate told an assistant that in his opinion a certain writer was the only man for a film they had under consideration. The assistant was tactfully doubtful.

"Don't you think, perhaps he's a little too caustic?" he suggested.

"Do I care how much it costs?" demanded the producer. "Get him!"

Teacher: "What ancient ruler was it who played on the fiddle while Rome was burning?"

Jimmie: "Hector, ma'am."

Teacher: "No, not Hector. Hector was no ruler, but a trojan Prince. Try again."

Jimmie: "Then it was Duke."

Teacher: "Duke? What do you mean, Jimmie?"

Jimmie: "Well, then it must have been Nero. I knew it was somebody with a dog's name."

*

The trainer had two performing dogs on the stage, trying them out for a booking agent.

The agent sat back, bored until the littlest dog piped up with: "Hey, Doc—how about booking us?"

"Great heavens!" he shouted. "You don't mean that little dog is talking?"

"Naw," wearily said the trainer. "You missed the point. The big dog's a ventriloquist."

Mrs. Higgins and Mrs. Brown after a quarrel were making up at the ladies' bar.

"Well, Mrs. 'Iggins," said Mrs. Brown, "I bears yer no malice." She raised her glass. "So 'ere's lookin' at yer, an' 'eaven knows that's a heffort!"

STUDENT BURSE

Diesen Monat ist unsere Sammlung für arme Priesterstudenten ein wenig stehen geblieben. Der Marienbote will sich wohl ausruhen, nachdem er vorigen Monat ein „Student Burse"—Einkommen von über eintausend Dollar zu verzeichnen hatte. Lange darf er jedoch nicht ruhen. Wir brauchen noch ungefähr $2,500.00, bis wir unsere sechstausend Dollar zusammen haben. Diese sechstausend Dollar legen wir dann in die Bank, und von den $200.00 Zinsen, die wir jährlich dafür bekommen, zahlen wir jedes Jahr einem armen Priesterstudenten Studien, Kost und Bücher.

Hoffentlich wird der Marienbote mit allen seinen lieben Lesern recht bald einen eigenen Priester haben. Das wäre schön. Noch schöner wäre es, wenn dieser Marienbotenpriester wohl noch Schriftleiter unseres Blattes werden würde. Man kann nie wissen.

Lieber Leser — unterstütze die „Student Burse".

Bis Ende März haben wir eingenommen	$3,548.04
Weitere Spenden:	
Ein Freund, Goodsoil	$1.35
Stephan Ehman, Regina	$5.00
	$3,554.39

Let Us *Finish* the *Job!*

The OBLATE COLLEGE DRIVE

In the 9 months just passed
has brought forth a little more than $100,000.00

YOUR Faith and YOUR spirit of sacrifice have done this!

Altogether you have pledged $284,000.00

CARRY ON! and FINISH the JOB!
Will YOU be the FIRST to default? NO!

THEREFORE, please make your payments regularly,
as you have pledged, to the

Oblate College Drive
2026 Winnipeg St.
Regina, Sask.